

Die Jubiläumsausgabe, Januar 2007

heft

für literatur, stadt und alltag

151 Jahre Stahlbeton

EL EGOISTE

© ULF SALZMANN



www.el-egoiste.de

Anzeige Fehldruck

IMPRESSUM: hEft für literatur, stadt & alltag, Ausgabe 8 (2. Jg.), Januar 2007, Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn, Auflage: 2.000 Stück, kostenlos

Herausgeber: Kulturrausch Erfurt
Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361-2115966, E-Mail: heft@kulturrausch.net, Netz: www.kulturrausch.net
Bankverbindung Kulturrausch e.V. (hEft): Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 001

Redaktion: Thomas Putz (verantwortl.), Alexander Platz, Annemarie Frey
Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Andreas Bauer, Julia Reinard, Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy, Satz/Layout: Annemarie Frey, Daniel Tanner
Deckblatt: Andreas Bauer
Druck: Fehldruck Erfurt, www.fehldruck.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern.

Abo: Normal-Abo 10 Euro/Förder-Abo 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert.

Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen.

Die in der Zeitung vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Die Seiten 5 und 20-22 dieser Ausgabe haben satirischen Inhalt. Die nächste Ausgabe erscheint am 30. März 2007; Redaktions- und Anzeigenschluß: 5. März.

Das Projekt wird gefördert durch die Stadt Erfurt.

Herzlichen Dank auch an die Spenderinnen und Spender.



Liebe Leserin, lieber Leser!

Auch wenn wir uns in der letzten Ausgabe bemüht haben, ist dem vorliegenden Heft eine gewisse Niedergeschlagenheit, ja Verbitterung kaum abzusprechen. Und das liegt nicht nur am vergangenen Weihnachtsstreß oder an den dunklen Wintertagen. Nein, es geht tiefer.

Deshalb haben wir uns als Thema dieser letzten Jubiläumsausgabe des hEftes eines gewählt, das unser derzeitiges Gefühlsleben adäquat zum Ausdruck bringt: Stahlbeton. Ein Baustoff, der wie kein zweiter den Aufstieg und Fall der modernen Industriegesellschaft verkörpert: billig in der Herstellung, schnell verwertbar und – wenn auch mit etwas Aufwand – wieder zerstörbar. Ganz nach den Erfordernissen der Zeit. Wir nähern uns dem Stahlbeton ab Seite 28 mit Arbeiterlyrik und Erfahrungsberichten.

Ergänzt wird der Literaturteil mit frischen Texten aus dem Thüringer Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb 2006. Wer davon noch mehr haben möchte, sollte sich die gerade erschienene Wettbewerbsanthologie besorgen. Wie das geht, erfahrt ihr auf Seite 14.

Außerdem – und hier kommen wir auf die eingangs erwähnte Verbitterung zurück – sagen wir mit dieser Ausgabe unserer kontrovers geliebten Güten Üte ade, die es sich ab sofort in einem geheimen Offshore-Paradies bequem machen wird.

Wir wünschen einen erfolgreichen Januar und verbleiben mit freundlichen Grüßen

Die Redaktion

hEft-Auslagen ERFURT: Buchhandlung Tintenherz, Stadtgarten, café togo, radladen »die pedale«, Steinhaus/Engelsburg, Kaffee Hilgenfeld, Café Tiko, Bistro »Bernd sein Zimmer«, Henner Sandwiches, Weinstein »Le Bar«, Studentenclub UNI-k.u.m., Radio F.R.E.I., double b, Kinoklub, Antiquariat am Domplatz, Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht | WEIMAR: ACC, mon ami | JENA: Café Wagner, Café Immergün | GÖTTA: KommPottPora | ILMENAU: TU-Campus || oder im Netz: www.kulturrausch.net

ERFURT

- 04 AUS DER REDAKTION: Fahrradtötung, Leser/innenbriefe
- 05 ANGER SÜD-WEST: Gegendarstellungen
- 06 ANGER SÜD-WEST: Schichtwechsel im café togo
- 08 ANGER SÜD-WEST: Prügel und Kinderwagenjogging
- 09 ANGER SÜD-WEST: Bernd sein Zimmer
- 10 FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE: Das stille Örtchen ...
- 11 DOMPLATZREPORT: Drei Glühwein, Hotte und das Riesenrad
- 12 COMIC: Just for her
- 13 TODESFEDER: Engelchen mit Herz für Kinder
- 15 KULTUR & POLITIK: Gehirnjogging
- 16 KULTUR & POLITIK: Wunderwelt Geflenne
- 17 KULTUR & POLITIK: Party & Patriotismus (II)
- 19 KULTUR & POLITIK: Schaffe, Schaffe, Häusle baue!
- 20 KULTUR & POLITIK: Ventil e.V.
- 21 KULTUR & POLITIK: From Üte with Love
- 23 FOTOSTRECKE: Arbeiten von Thomas Riechert

THEMA: 151 Jahre Stahlbeton

- 28 O.T. von Sven K.
- 29 WIE UNHEIMLICH IST STAHLBETON? von Kerstin Wölke
- 31 DAS SCHIFF von Horst Bekasinski
- 33 BETON UND ZEIT von Ernst Molke
- 34 BARBARA von Till Bender

EOBANUS-HESSUS-SCHREIBWETTBEWERB 2006

- 37 NEUSCHNEE von Lena Hammerschmidt
- 40 HERBENKNIEF von Franziska Wilhelm
- 43 WO DER RASEN GRÜNT von Johannes Millan
- 44 ES SIND IMMER DIE KLEINEN von Franziska Schramm
- 45 MORGEN VOLLER SPÄTSOMMER von Ulrike Rauchmaul
- 46 DER ZEUGE von Elisabeth Luther
- 47 AUTOR/INNENVERZEICHNIS

Le BAR

Weinstein »Le Bar« • Kleine Arche 1 • 99084 Erfurt

Öffnungszeiten: Sonntag bis Freitag ab 19 Uhr
Samstag ab 20 Uhr

Käsespezialitäten
vom Käsemann am Domplatz in Erfurt
(gelber Käsehänger)
Freitag & Samstag
7-14 Uhr
Spezialitäten von Kuh • Schaf • Ziege
Unser Sortiment: Schweiz • Holland • Österreich • Italien
Deutschland • Norwegen • Frankreich • Spanien • England

double B
Marbacher Gasse 10
99084 Erfurt
0361-2 11 51 22
Frühstück
openend!

CAFE-B.
Wennigemarkt 10
99084 Erfurt
0361-6 44 78 86
hausgebackener
Kuchen

Club Centrum
Anger 7
99084 Erfurt
0361-7 89 73 88
kontakt@centrum-club.de
www.centrum-club.de

Nachruf

Wie hEFt versuchte, in der Juli-Ausgabe ein Fahrrad zu verlosen, das niemand haben wollte

Butterberg und Milchsee, jene Schlagworte aus den 1980er Jahren, waren und sind Ausdruck und Bezeichnung für eine ständig wachsende Überproduktion in den Landwirtschaften der westlichen Industrieländer, die den eigentlichen Bedarf bei weitem übersteigt. Und wir, die wir noch die Polytechnischen Oberschulen besuchen durften, stellten uns damals vor, wie die Milch aus übergroßen Bottichen in den Rhein oder die Donau schwappte oder die Butter in die Kanalisation dahinschmolz, während anderswo in der Welt gehungert wurde.

In Erfurt scheint heute hingegen ein Überschuss an Fahrrädern zu herrschen, was moralisch weniger verwerflich ist. Möglicherweise hängt dieser Überschuss damit zusammen, daß seit einigen Jahren in der Landeshauptstadt wieder weniger Fahrräder geklaut werden. Was die Gründe auch immer seien: Unter dem Motto »Wer kennt den Längsten?« wollte hEFt in der Juli-Ausgabe einen attraktiven Drahtesel unter die Leute bringen. Dafür galt es, den längsten zu-

sammenhängenden Fahrradweg Erfurts ausfindig zu machen und zu dokumentieren. Leider erreichte uns bis zum Redaktionsschluß nicht eine einzige Ein-sendung.

Also geschah, was zu geschehen hatte: Den Zwängen der kapitalistischen Marktlogik folgen mühsend, war es der hEFt-Redaktion unmöglich, das Fahrrad einfach so wegzuschicken. Und so erlebte die letzte hEFt-reliest Veranstaltung am 28. September im Erfurter Kunsthaus gegen Ende hin ihren traurigen Höhepunkt. Schweren Herzens und völlig wider den gesunden Menschenverstand wurde da von zwei Freiwilligen, die weder Vor- noch Rücksicht auf Leib und Leben der anwesenden Gäste nahmen, der offensichtlich nutzlose Gegenstand in einer spektakulären Aktion vernichtet. Das Publikum schwieg oder amüsierte sich, nur vereinzelt war ein leichtes Stöhnen als Ausdruck stillen Protestes zu vernehmen.

In stiller Trauer – Die Redaktion



Eine Ware verliert ihren Gebrauchswert: feierliche Fahrradzerstörung zur hEFt-reliest-Party Ende September im Kunsthaus Erfurt

BRIEFE AN DIE REDAKTION

Zum Oktober-Heft allgemein:

Wir haben ihr hEFt zum ersten Mal in die Hand bekommen und sind begeistert und erfreut, daß es so etwas noch gibt. Vielleicht könnten Sie auch einmal etwas über Jena berichten oder die Jenaer Kulturszene mit einbinden.

Heiko und Kerstin Müller, Jena

Vielen Dank für das Lob. Jena würden wir gerne mit einbinden, wenn es denn Leute gäbe, die Interesse hätten. Auf jeden Fall werden wir jedoch erst einmal den Saisonverlauf des FCC in der 2. Liga abwarten ...

Zu unserem Oktober-Cover:

das muß ich mal loswerden - wer macht

eigentlich die cover fürs hEFt? die werden nämlich leider von ausgabe zu ausgabe immer schlechter. die banane war schon sehr sonderbar, doch das zahnbürsten-cover ist einfach nur schrecklich! eine nahaufnahme von etwas, das auch eine klobürste sein könnte, drumherum wabernde blasen, all das in verschwommenen farben. wo bleibt die wahre kunst? verzeiht die klaren worte, aber ich wünsche meinem Lieblingsmagazin ein schönes, ansprechendes kleid, und nicht ein nirgendwohin einzuordnendes etwas. mit freundlichen grüßen,

eine beunruhigte bürgerin

Wir finden aber das Cover toll! Ob Klobürste oder Zahnbürste – das macht doch keinen Unterschied.

GEGENDARSTELLUNGEN

Patent, patent

In einer MDR-Sendung mit dem Titel »Ein Fall für Escher« wurden weitere Enthüllungen über die Eigentümer einer Waffenhandelsfirma am Anger in Erfurt bekannt. Darüber hatte hEFt bereits in der letzten Ausgabe berichtet. Die oben erwähnten Personen ließen sich über das Patentamt den Markennamen »Zur Linde« durch einen gleichnamigen Verein patentieren – und haben dann damit begonnen, Briefe durch die ganze Bundesrepublik zu verschicken, in dem sie eine Markenschutzgebühr in Höhe von 600 EUR von sämtlichen Bars, Gaststätten und Hotels mit diesem Namen einforderten. Einige Omas haben bezahlt, andere haben sich bei den Behörden beschwert und somit das Ende des Unsinnns veranlaßt.

Die Waffenhändler sind aber noch nicht zufrieden. Sie haben nun gelernt, daß man erfolgreich nur das schützen lassen kann, was noch nicht so verbreitet ist. Also haben ein neues gigantisches Projekt angefangen. Sie haben in Schmira 100qm Garten gemietet, in dem sie nun Trauben angebaut haben. In einem Jahr werden sie ernten und den exklusivsten Wein der Welt produzieren – den sie bereits auf dem ganzen Planeten markenrechtlich schützen ließen. Er heißt BauseWein und wird jeweils nur in fünf Flaschen pro Jahr produziert. Ab 1. Oktober 2007 ist jeder und jedem verboten, diesen Namen

öffentlich zu verwenden. Die Flaschen kosten je 1000 EUR und können nur an einem bestimmten Tag getrunken werden: am 9. Januar zu einer exklusiven Party – deren Namen auch weltweit geschützt ist. Die Besonderheit dieser Party ist, daß, bevor getrunken wird, die Gäste sich ordentlich beschimpfen und verkloppen müssen. Daher die Benennung: HebeStreit-Party. Ab 1. Januar 2008 wird weltweit verboten, so zu heißen oder ein Geschäft unter diesem Namen zu führen.

Pfeifen für Rot-Weiß

Bundesanwalt Hartmut Schneider hat im Revisionsprozeß gegen Robert Hoyzer und andere Schiedsrichter, welche Fußballspiele entgeltlich manipuliert hatten, zum Freispruch plädiert. In Deutschland ist es also nicht strafbar, ein korrupter Schiedsrichter zu sein. Und wenn man Fan von Rot-Weiß ist, überrascht das überhaupt nicht.

Darüber hinaus, die Live-Konferenz des TV-Senders Arena über die 1. und 2. Bundesliga zeigt, daß drei Viertel aller Bundesligaspiele von wunderlichen bis katastrophalen Schiedsrichterentscheidungen zu gewisse Ergebnisse gezwungen werden. Warum soll es im Profifußball anders als in die Profipolitik sein? Kohl und alle anderen korrupten Politiker wurden freigesprochen, weil ihre Taten in der Bundesrepublik nicht verwerflich sind. Der Unterschied zwischen Italien und Deutschland bleibt bestehen: die Italiener sind korrupt, weil

sie die Skandale enthüllen und bearbeiten. Deutschland ist sauber, weil unsere Skandale geheim bleiben dürfen.

Nun macht Rot-Weiß ALLES falsch. Warum in Spieler investieren? Wenn das Budget des Vereins knapp 2,5 Millionen Euro beträgt, die kann man in 36 Matches gut einsetzen: 65.000 pro Referee pro Spiel, und auf dem Feld können Hebestreit und weitere zehn gut aussehende Besucher vom Übersee oder FAM (mit einem Kasten Bier) gehen. Die Schiedsrichter werden den Rest machen. Alles andere, das sieht jede und jeder, ist absurd, grotesk, kontraproduktiv.

Gewöhnliche Begleiterscheinung

Ausnahmsweise völlig zu recht wird von offizieller Seite die Existenz sogenannter Chemtrails geleugnet. Hierbei soll es sich um künstliche Kondensstreifen handeln, die neben den kondensierten Flugzeugabgasen auch chemische Substanzen enthalten, die unter anderem persönlichkeitsverändernde Wirkungen haben sollen. Insbesondere wird ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen angeblichen »geheimen Sprühaktionen« und der zunehmenden Verblödung in innerhalb der Gesellschaft dementiert. Die Förderung fortschreitender Degeneration breiter Schichten der Bevölkerung sei hingegen eine intendierte und normale Begleiterscheinung spätkapitalistischer Industriegesellschaften.

illustrationen · layouts · grafikdesign · logos

G-stalterei

Erfrischende Werbung

Erfurt
Rosengasse 1
0160 96646026
Sömmerda
Stadtring 31
03634/317359

www.g-stalterei.de

Lesung mit
Die Erbarnungslösen:
Tilman Keller
vs. (liest)
George Bush ...

Erlebnissatire vom
Feinsten.
Lieben Sie
mit uns!

19.01.07 • 21.30 Uhr • Café Duck/Dich

ANZEIGEN

Schicht im Schacht – oder das Ende des Feierabends

Tscheljabinsk : Berlin : Wien : Drei Mal stellten die Architekten von *infern** und *café togo* die Ladenfläche in der Neuwerkstraße als Atelier- und Wohnraum zur Verfügung. Nach dem dritten »Schichtwechsel« ist Schicht im Schacht – vorerst.

Von wegen Spaß- und Freizeitgesellschaft. Wer auch immer diesen geflügelten Begriff prägte, er hatte entweder tatsächlich zu viel Zeit oder kam nie aus seinem verstaubten Büro heraus. Viele Menschen haben – in Ermangelung eines geregelten Feierabends – weniger Freizeit denn je. Aber dafür leben sie diese vielleicht intensiver als ihre Vorgängergenerationen. Doch von vorn.

Früher markierte der alltägliche Feierabend – das Wort suggeriert ja schon, was am Abend Programm ist, bzw. sein sollte – den Beginn der Freizeit und damit des »selbstbestimmten Lebens«. So stand es auf den Infoblättern der drei Schichtwechsel, die in den vergangenen Monaten das alte Möbelhaus Weinreiter belebten.

Nach russischer Leichtfüßigkeit kehrte Deutsches Chaos und dann die Deutsche Ordnung, gewürzt mit Wiener Charme, in die Neuwerkstraße ein. Drei Projek-

te, wie sie unterschiedlicher kaum sein konnten, setzten sich auf der ihr ganz eigenen Art mit der Aufgabenstellung der Architekten auseinander.

Darin ging es vor allem um eines: das (Vierecks-)Verhältnis von Leben zu Arbeit und Privatsphäre zu Öffentlichkeit. Zum einen verändert sich das Wesen von Leben und Arbeit, weg von reiner Erwerbsarbeit hin zu einer Vermischung von Arbeit und eigenem, privatem Leben. Wie im Fall des bereits erwähnten, abhanden gekommenen, festen Feierabends – den eigentlichen Beginn der Freizeit.

Zum anderen vollzieht sich auch ein Wandel in der Definition und Wahrnehmung von privatem und öffentlichem Raum. So gilt in vielen öffentlichen Räumen nicht nur durch eingesetzte Wachdienste, so das Beispiel auf dem Infoblatt, privates Recht. Vielfach wird dieser auch als privat, eigen wahrgenommen. Genauso beim privaten Raum. Hier werden,

oder sind, wir oft Voyeure der anderen.

Was das jetzt mit dem Projekt Schichtwechsel zu tun hat? Im Rahmen des »Schichtwechsels« luden die Architekten von *infern** und *café togo* ein, für jeweils vier Wochen hinter den Schaufenstern der Ladenfläche in der Neuwerkstraße 29 zu arbeiten und zu wohnen.

Das Schaufenster, die damit gegebene Transparenz, war »stets die Irritation, die zur öffentlichen Reflexion der Verhältnisse zwischen Leben und Arbeiten sowie zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre führt. Gleichzeitig bietet es Interaktion zwischen Künstler und Bürger, zwischen Ich und Wir.«

Die Kulturstiftung des Freistaates Thüringen erkannte das Potential des Projektes von *infern**-Architekt Thomas Schmidt und dem Erfurter Musiker Werner Brunngräber. Sie bewilligten Fördergelder, und der ersten Schicht »Die Russen kommen« stand nichts mehr im Weg.

Am 30. Juni zogen Radik, Gleb, Denis und Alexey vom russischen Theater-Studio Maneken in die Neuwerkstraße, drei Wochen später kamen noch zwei junge Frauen nach. Werner entdeckte sie bei einem Besuch in Tscheljabinsk im Süd-Ural. Die Zusage der Künstler des Körper- und Bewegungstheaters kam schnell, langsam gestaltete sich dagegen die Genehmigung der Visa.

Schließlich kamen sich doch noch nach Erfurt. Und als sie endlich da waren, waren sie es ganz. Sie zeigten Ausschnitte ihrer Arbeit in Rußland. Sie polarisierten. Und sie reflektierten Deutschland, zumindest einen kleinen Ausschnitt. Ihre Eindrücke verarbeiteten sie in einer durchaus verstörenden Performance im Keller des alten Möbelhauses.

Und sie waren die ersten, die das Konzept von Thomas und Werner brachen:



»Ich will spielen« – die Berliner Künstlerin Coco Ruch war zu Gast im *café togo*



»Kathedralen der Mülltrennung« – Foto aus gleichnamiger Serie von Annetta Munk

Sie schliefen nicht hinter den Schaufenstern, sondern in einer Gästewohnung. Auch die anderen Künstler wünschten, nicht im Laden schlafen zu müssen. »Es ist aber interessant zu sehen, wie sich Projekte verändern. Und es war ja auch kein Nachteil«, sagt Thomas und hat recht. Aber lustig wäre es schon gewesen, den Gästen auch beim Schlafen zusehen zu können.

Während die russischen Gäste die Fenster meist verhängten, dafür aber oft vor dem togo saßen, konnte man im September täglich Neues in dem Laden entdecken. »Ich will spielen« lautete das Motto der Berliner Künstlerin Coco Ruch, die am 1. September in das Haus Weinreiter einzog. Sie zeichnete, puzzelte, bastelte,

verschüttete Kaffee, quetschte eine 680-Zentimeterwurst aus einer Zahnpastatube, schuf und zerstörte.

Die 50 Bögen Papier auf dem Boden waren ihr Spielfeld. Manchmal durften Leute mitspielen – ob extra dafür geladene Gäste oder spontane Besucher. Auf Handschuhschablonen führte sie über alles Logbuch. Am Ende schmückten den Laden eine Vielzahl eigenständiger, aus dem Chaos geborene Bilder, die unterschiedlicher kaum sein konnten.

Vom Fußboden wurde die Arbeit der dritten Schicht »Lebensstandard« an den Tisch verlagert. Statt Farbe gab es Kamera und Computer. Und es begann am 3. November mit einer Stadtrundfahrt durch die Neubaugebiete der

70er und 80er Jahre. Annetta Munk aus Berlin und Romana Hagyo aus Wien begaben sich auf die aktive Suche. Sie wollten nach Krakau, Tabor, Wien und Berlin die Beziehung zwischen Architektur und Lebensbedingungen in Erfurt ergründen.

Und sie wurden fündig. Führten Interviews, fragten nach dem Verhältnis zum Nachbar, dem Blick aus dem Fenster, erstellten eine Toncollage. Sie dokumentierten Fußmatten und beschränkte Parkplätze. Annetta Munk sammelte systematisch typische funktionale Details und war besonders von den Müllplätzen der Großwohnsiedlungen angetan – fotografierte unzählige dieser »Kathedralen der Mülltrennung«.

Seit dem 28. November ist Schicht im Schacht. »Wenn ich so darüber nachdenke, über die ganze Sache, ist es ja ein ganz kleines Projekt. Und ich bin wirklich stolz, daß wir das durchgezogen haben. In einer Stadt wie Erfurt könnte es viel mehr solcher kleinen Projekte geben«, resümiert Thomas Schmidt, der sich manchmal mehr Feedback gewünscht hätte.

Und weil der freiberufliche Architekt auch keinen klassischen Feierabend kennt, überlegen er und Werner Brunngräber schon heute, wie man das Geschäft im nächsten Jahr beleben kann. Eines sei an dieser Stelle schon verraten: Thomas wird einziehen! »Ich will mich von den Sachen, die mich jeden Tag umgeben, lösen.« Wohnen mit allen Konsequenzen ...

Inga Hettstedt

Laufen, schieben, schwitzen

Die verinnerlichte kapitalistische Verwertungslogik bringt immer wieder seltsame Dinge hervor. Ein besonders anschauliches Beispiel kann man am Wochenende in den Parkanlagen der Stadt beobachten. Junge Väter, die offenbar während der Woche so viel in ihren Projektbüros arbeiten müssen, daß sie auch am Wochenende das Malochen nicht lassen können, schieben Kinderwagen vor sich her. Und rennen dabei. Kinderwagen-Jogging heißt das und ist der letzte Schrei in der Mittelschicht.



Daß das Kinderwagenjogging nicht nur albern aussieht, sondern auch für den Jogger wegen der unnatürlichen Laufhaltung nicht sehr gesund ist, kann man sich vorstellen. Auch bei den Kleinen kann die ungewohnte Geschwindigkeit, mit der einige Väter beim Joggen zu Werke gehen, leicht Brechreiz auslösen. Aber das stört die fitten Jungmänner nicht. Sie laufen, schieben und schwitzen.

Dabei könnten sie am Wochenende so viele schöne Dinge tun: Einfach mal ruhig dasitzen und an nichts denken, klassische Musik hören oder ganz altmodisch mit dem Kleinen spazieren gehen. Stattdessen muß auch die wenige arbeitsfreie Zeit stets mit zwei, drei Dingen gleichzeitig gefüllt werden. Fit bleiben, Kind ausfahren und parallel auch noch den neuen Projektentwurf durchdenken, weil: Beim Jogging kann man mal so richtig abschalten.

Und für die Kleinen im schaukelnden Kinderwagen ist das dann vielleicht doch gar nicht so schlecht, denn man kann ja nie früh genug damit anfangen, ihnen zu zeigen, was später auf sie zukommen wird. *Jörg Berglinger*

Die Mode und das Prügeln

Ein Vorschlag, um Samstagabend zukünftig mit denen zu verbringen, die das auch wirklich wollen

Buttons sind Anstecknadeln, auf deren Vorderseite Miniwerbung möglich ist. Sie kamen in den 1980er Jahren auf und sehr gut an. Und spätestens seit »Atomkraft? Nein danke.« sind sie berühmt. Nach kurzer Buttonmüdigkeit sind sie heute wieder überall mit dabei. Man kann sich seine Lieblingsband anpinnen oder politische und andere Statements loswerden. Mit den Buttons werden Jackenkragen, Rucksäcke, Taschen, Mützen oder Hosen verschönert. Man zeigt, was man meint und man zeigt es offensiv. Soviel zur Mode.

Nun zum Prügeln: Es gibt einige aggressive Menschen, die sich am Wochenende gern prügeln. Dagegen ist nichts einzuwenden, schließlich ist Sport gesund und Endorphine, auch in Folge von nachlassender Anspannung, sind jedem Körper zu gönnen. Leider kommt es vor, daß sich in Diskos nicht sofort passende Partner für diese Art des Zeitvertreibs finden lassen. Um da nicht ins Leere provozieren zu müssen und statt einer Prügelei nur einen fragenden Blick zu ernten oder plötzlich resolut friedfertige Menschen zwischen sich und dem Gegner zu sehen, sollte das System vereinfacht werden. Personen, die ihrem Wochenende durch physisches Kräftemessen Würze verleihen wollen, sollten

einander in Zukunft erkennen. Denn nur, weil diejenigen, die sich nicht gern prügeln, sehr schnell erkennen, wer auf Ziehen an Kleidungsstücken reagieren würde, heißt das nicht, daß diejenigen, die sich gern prügeln, das genauso flott herausfinden.

Kommen wir zum Vorschlag und der Verbindung beider Themen: Steckt euch einen Button an, auf dem steht »Ich bin ein ganzer Mann« oder »Ich reagiere auf sinnlose Provokationen.« Schön wäre auch ein Button mit Strichliste, auf dem jeder angetretene Kampf vermerkt ist. Im Grunde ein bißchen wie beim tapferen Schneiderlein. Bei diesem waren es zwar gewonnene Kämpfe, aber bei spontanen Wochenendprügeleien ist es ohnehin viel schwerer zu entscheiden, wer gewonnen hat, wenn doch beide bluten oder ein kräftiger Security-Mensch die Kämpfenden ermahmend trennt. Deswegen reicht es, die Anzahl der Kämpfe festzuhalten, für einige der ganzen Männer wäre das obendrein weniger peinlich. Dadurch wüßten potentielle Gegner, wer für einen Schlagabtausch vor die berühmte Tür ginge, und die anderen könnten ungestört weiter feiern.

Julia Reinard



FREIBURG IST ÜBERALL!

Nachdem die Menschen der grünen Schönwetter-Oase Freiburg die Privatisierungswelle kommunaler Wohnungen durch einen Bürgerentscheid vorerst stoppen konnten, regt sich nun auch in Erfurt vereinzelter öffentlicher Widerstand (Foto links). Die KOWO hüllt sich bezüglich genauer Informationen über den Verkauf weiterhin in Schweigen und hofft offenbar, die Sache aussitzen zu können. Derweil sollen schon potentielle Investoren beim Altstadt-Bummel gesichtet worden sein. Ob sie anschließend auch die Neubaugebiete Moskauer Platz, Roter Berg oder Erfurt Süd-Ost besucht haben, weiß leider niemand.

Zu Gast bei Bernd

Ein neues Galerie-Bistro in der Altstadt verbindet Kunst und Leben

Wer zum Teufel ist Bernd?« frage ich die Kellnerin hinter dem Tresen. »Bernd ist gerade nicht da, kommt sicher später vorbei«, sagt sie, während sie mir ein frisches Bier zapft, »aber frag doch mal Jäck«.

Ich sitze im gerade eröffneten Galerie-Bistro *Bernd sein Zimmer* in der Weißen Gasse: zwei kleine Gaststuben, in Orange-Rot getaucht, gestützt durch ein Dutzend uralter Balken. An den Wänden Malerei, Grafik, Fotografien – dezent und unaufdringlich. Keine dieser Kneipen mit wahllos aufgehängten Utensilien von Omas Dachboden, denke ich, als Andreas »Jäck« Jäckel aus dem Hinterzimmer kommt. Eigentlich kennt man ihn in Erfurt als einen, der eher mit Farben und Pinseln hantiert, Acrylbilder malt und Theaterdekorationen entwirft und baut. Und jetzt in der Gastronomie?

»Es ist immer ein großer Traum gewesen, eine Kultur-Kneipe zu machen. Jetzt betreue ich hier die Galerie und bin für den gestalterischen Teil zuständig«, erzählt Jäck. Zunächst mußte der Gastraum komplett renoviert, die zerfressenen Balken abgeschliffen und neuer Fußboden verlegt werden. Jäck, Thilo Soworka und Danni übernahmen die Ausgestaltung der Räume. Mit wieviel Detailverliebtheit dies geschehen ist, kann man an dem wunderbaren Tresen sehen, den man getrost unter die Rubrik Quasi-Kunstwerk stellen kann. Oder an den fabelhaft bemalten Fußbodenplatten, die leider durch die daraufstehenden Tische und Stühle nur noch bedingt zur Geltung kommen.

Das Bistro ist die inzwischen dritte Einrichtung, neben dem *El Pacifico* und dem *Zwiesel*, in der Lars Schirmer die Geschäfte führt. Und es ist etwas ganz Anderes, ein Kleinod im Vergleich zu den anderen Bars. Die Idee, die dahinter steckt, ist so alt wie trivial: »Kunst und Leben in einem Raum zu verbinden. Die Galerie wird durch den Zapfhahn erwei-



tert und durch die Geselligkeit der Leute zu ihrem eigentlichen Sinn geführt. Und dazu gehört natürlich auch das Kochen. Genuß und Kunst – alles gehört zusammen«, erzählt Jäck, der neben Katrin auch am kulinarischen Konzept mitgebastelt hat. Es gibt eine kleine, wöchentlich wechselnde Auswahl an Gerichten – bodenständig, oft mit mediterranem Einschlag und immer zu moderaten Preisen. »Wichtig ist«, erklärt Jäck weiter, »daß alle Speisen täglich frisch und liebevoll zubereitet werden.« Was normalerweise wie eine werbe-technische Platitüde klingt, wirkt in dem kleinen Bistro mit seinen 25 Sitzplätzen konzeptionell und durchdacht: gutes Essen, gute Weine, warme Farben, Freundlichkeit und Bodenhaftung.

Trotz der begrenzten Räumlichkeiten soll es regelmäßig Kunst- und Literaturveranstaltungen geben. Neben Ausstellungseröffnungen sind kulinarische Lesungen und Kleinkunstabende geplant. Derzeit hängen im Bistro sowie Schwarz-Weiß-Fotografien von Uwe Schmidt sowie Grafiken von Andreas Jäckel selbst, unter anderem der

Collagen-Zyklus »Lektionen im Kapitalismus«, der sich mit den gesellschaftlichen Mechanismen der heutigen Zeit auseinandersetzt.

Daß die Umsetzung des Projektes nur mit Hilfe vieler Freundinnen und Freunde aus der Erfurter Kunst- und Kulturszene, möglich war, versteht sich fast von selbst. Und so hofft auch Jäck, daß *Bernd sein Zimmer* zu einem Treffpunkt für die kulturell Aktiven dieser Stadt werden wird. Und wer ihn kennt, weiß, daß er für dieses Ziel mehr als nur seinen Enthusiasmus und seine Beharrlichkeit einsetzen wird.

Bleibt nur noch die Frage offen: Wo ist denn nun eigentlich Bernd? Jäck, schon wieder auf dem Weg ins Hinterzimmer ist, dreht sich kurz um: »Bernd? Der kommt nachher noch vorbei – hat er zumindest versprochen ...«

Daniel Tanner

► Bistro *Bernd sein Zimmer*, Weiße Gasse 25, Ecke Marbacher Gasse, geöffnet täglich ab 10 Uhr (Frühstück), auch Vermietungen für Feierlichkeiten möglich

Das stille Örtchen, Traumecken und Momente der Verzweiflung

Von Stefan Werner

BSG Stahl Thale, BSG Stahl Altenburg, BSG Stahl Brandenburg, Eisenhüttenstädter FC Stahl, BSG Stahl Riesa ... Das ist hart, jetzt sitz ich hier schon seit fünf Minuten. Den ganzen Tag hab ich gemußt. Der Druck hat sich kontinuierlich aufgebaut und jetzt will nichts in die Schüssel gehen, grad so, als hätte sich ein Riegel davor geschoben. Als hätte da jemand Beton angerührt.

Ich spüre eine gewisse Unsicherheit in mir aufsteigen. Ist es vielleicht besser, wenn ich zum Arzt gehe? Um diese Uhrzeit käme da nur die Notaufnahme in Frage. Wie peinlich! Der Gang zum persönlichen Urologen ist schon übel genug. Wenn's richtig dumm läuft, ist die Notschwester ... Egal, es ist in jedem Fall äußerst unangenehm. Da fällt mir doch glatt die neue Einlaufmu... quatsch, die Auflaufmusik des RWE ein: »... dimdim dimdim domdom, Daddy, Daddy cool, Daddy, Daddy cool...«. Genau, jetzt einfach cool sitzen bleiben, irgendwann platzt schon der Knoten.

Angeblich verbringt ein Mensch, statistisch gesehen, etwa drei Jahre seines Lebens auf dem WC. Ich frag mich, wie das ein Rot-Weiß-Spieler macht, wenn der mal muß. Ich meine, er hat vergessen, vorher noch mal auf Toilette zu gehen, da kommt ein Pfiff, es heißt Eckball und er ist so richtig am Platzen. Jetzt kommt die hervorragend getretene Ecke in den Strafraum geflogen, er braucht sie nur mit dem Kopf entgegenzunehmen und ins Tor zu bugsieren, während er immer noch total am Platzen ist. Ich meine, im Moment der totalen Konzentration auf Ball und Kopf, unter völliger Vernachlässigung anderer Körperteile und -organe, da kann man doch echt froh sein, daß jene Ecken beim RWE in etwa so

selten sind, wie der Umstand einer vollen Fußballerblase in der 69sten Spielminute. Statistisch betrachtet ist es so gut wie unmöglich, daß beide Ereignisse aufeinandertreffen können.

Es soll Leute geben, die können nicht auf jedem Klo. Ich werfe einen Blick zwischen die Beine. Es ist ein Tiefspüler. Im Unterschied zum Flachspü-



ler kann man bei diesem nicht sehen, was man gemacht hat. Na ja, wer Wert darauf legt. Mir ist das herzlich egal. Es ging immer, ob nun Opas Plumpsklo im Garten, das gemeinschaftliche Außenklo in den ersten 6 Jahren meiner Kindheit, oder der Donnerbalken, wenn die Eltern beschlossen, Ferien in einer einsamen Hütte im Schiefergebirge zu machen. Nur im Moment ... grrarrmmhh ... scheint es wenig Sinn zu machen, noch länger sitzen zu bleiben. Eine Zeitung

oder ähnliches haben die hier auch nicht.

Gut, im Stadion haben sie nicht mal 'ne ordentliche Toilette. Die meisten Dixies haben sie auch weggeräumt. Ge-setzt den Fall, die Köstlichkeiten von der Bratwurstbude haben noch was anderes vor, als nur den Hunger zu stillen, ist man echt angeschmiert. Aber statt mal ordentlich dagegen zu protestieren, kneifen lieber alle den Hintern zusammen. Überhaupt kneifen die meisten lieber den Hintern zusammen und sagen sich: Augen zu und durch. Nur wenn im Stadion der Schiri im falschen Augenblick in die Pfeife pustet, dann wird's so richtig laut. Alle sind dabei. Ich auch. Ist schon komisch, daß einem diese Energie bei den eigene Zähnen flöten geht. Oder ist mal Irgend jemand auf den Zaun rauf und hat was von »Zahnersatz, das soll die Kasse zahlen!« gebrüllt. Nee. Bringt doch alles nichts, würden die Jungs im Pub sagen. Schon klar, aber einen Schiri, der seinen Pfiff gegen Erfurt zurücknimmt, hab ich auch noch nicht erlebt, und trotzdem wurde so lang protestiert, bis sie ihm und seinen zwei Linientrotteln einen Familienschirm gekauft haben. Auch eine dieser Erfurter Kuriositäten: bei uns im Stadion kam es zu Niederschlägen, obwohl die Sonne schien. Was soll's, ich werde nicht müde, beim sinnlosen Protest mitzumachen.

Aber erstmal trink ich jetzt einen Schnaps. Irgendwas, was durchhaut. Ich höre die Jungs schon sagen: »Wir dachten schon, du wärst ins Klo gefallen«. Noch ehe ich richtig aus dem Klo raus bin, stürmt einer an mir vorbei in die Kabine rein. Wie vom Blitz getroffen geht es mir plötzlich durch den Darm. Verdammte Sch... und ich sehe nur noch, wie die Tür ins Schloß fällt.

Grafik: Frank Diehn - www.frankon.de

Drei Glühwein, Hotte und das Riesenrad

Beim Schlendern über den Erfurter Weihnachtsmarkt, passieren immer wieder Dinge, die man nicht sofort versteht. Von Alexander Platz



Mathias Hohmann - www.g-stalterei.de

Im Vergleich zu den Plätzen süd- und osteuropäischer Klein- und Großstädte wirkt der Erfurter Domplatz eher leblos und kalt. Die kalte Jahreszeit verstärkt diesen Eindruck zweifellos, doch außer an den obligatorischen Markttagen passiert auch an den warmen Sommertagen und den lauen Sommernächten hier nicht viel. Vielleicht hier mal eine Taube, dort ein streuender Hund und mit ganz viel Glück ein Betrunkener, der durchs fahle Mondlicht torkelt. »Aber der Autofrühling? Aber die Domstufen-Festspiele? Und erst der Weihnachtsmarkt!« wird manch einer einwenden. Sicher.

Ich beschließe also, durchaus aus freien Stücken, einmal über den Erfurter Weihnachtsmarkt zu schlendern. Was als erstes auffällt: Neben dem Überschuss an Waren gibt es auf dem Weihnachtsmarkt vor allem einen Überschuss an Menschen. Freilich, das ist Geschmackssache, aber kaum daß ich das grüne Banner mit der Aufschrift »Erfurter Weihnachtsmarkt« passiert habe und mir endlich einmal die mehrere tausend Euro teure Pyramide aus der Nähe betrachten will, werde ich auch schon in den Strudel der Massen gesogen, mitten hinein in die besinnungslose Besinnlichkeit.

Ich lasse mich also treiben, ziellos, und werde schließlich, nachdem ich den Weihnachtsmarkt einmal kreuz und quer durchschwommen habe, an die Ufer einer Verkaufsbude getrieben, die osteuropäische Spezialitäten feilbietet. Ich klammere mich an den ret-

tenden Ast eines Imbißtisches und habe fürs erste wieder festen Boden unter den Füßen. Ebenfalls am Tisch gestrandet sind eine junge Familie und eine offensichtlich dazugehörige Großmutter, die gerade den letzten Löffel ihres ukrainischen Borschtschs aus der Schale kratzt. Ich nehme nicht weiter Notiz von ihnen, verschnaufe nur eine kleine Weile.

Dann lasse ich mich weiter treiben, an dieser Art Keltenfeuer vorbei, halte kurz inne, um mich aufzuwärmen, dann geht's weiter, irgendwohin, ganz egal. Ich sehe, spüre und höre Menschen, immer wieder Menschen. Essende Menschen, trinkende Menschen, betrunkenere Menschen, lachende, schreiende, große und kleine, dann Blasmusik ...

Irgendwann packt mich irgend etwas von hinten an der Schulter und zieht mich wieder hinaus aus dem Strom. Ich begreife nicht ganz, drehe mich um und blicke in die Augen meines alten Schulfreundes Hotte. Ich erkenne ihn fast nicht wieder, früher schlank und sportlich, schaue ich jetzt in ein Mops Gesicht, das auf einer albern roten Daunenjacke sitzt. Er will mir etwas sagen, aber ich verstehe ihn nicht, weil er offenbar die Sprache des Dorfes angenommen hat, auf das er vor ein paar Jahren gezogen ist. Ein Dialekt, den ich nicht beherrsche, und ich hoffe, daß er sich umdreht und gleich wieder geht.

Aber nichts, Hotte will das Wiedersehen begießen, einen Glühwein zum warm werden, ich wehre mich nicht. Dann noch einen. Nach dem dritten bin

ich in Stimmung und wir haben doch noch eine gemeinsame Sprache gefunden. Ich beginne zu verstehen. Hotte erzählt von der Arbeit, von Frau und Kind und Politik und davon, wie glücklich er mit allem sei. Dann schweigt er, ich mache kleine Witzchen, um die Stille zu überbrücken, Hotte schweigt, verzieht kaum den Mund. Schließlich schlage ich vor, mit dem Riesenrad zu fahren ...

Er sagt nichts, folgt mir aber. Wir steigen ein, es setzt sich in Bewegung, ich erkläre, was es zu sehen gibt, was es früher noch nicht gab, und was es wohl bald nicht mehr geben wird. Wir schweben über der Stadt, Hotte hört zu oder schweigt, ich bin mir nicht sicher. Plötzlich, wir sind fast ganz oben, das Rad kommt zum Stehen, da platzt es aus ihm heraus, er springt auf: »Was ist das nur für ein scheiß Leben!« schreit er in die Nacht. Er schweigt. Ich schweige. Die Leute in den Gondeln um uns herum sind amüsiert oder irritiert, sie verstehen nicht, ich verstehe nicht, setze mich neben Hotte und lege meinen Arm um seine Schulter. Das Rad setzt sich wieder in Bewegung.

Irgendwann habe ich genug, genug gesehen, genug getrunken. Längst habe ich jenes magische 3-Bier-Gefühl, bei welchem dir die Welt zu Füßen zu liegen scheint, überschritten und bin in der ganz gewöhnlichen Melancholie des Suffs verloren. Ich bin froh ihn wiedergesehen zu haben, wir verabschieden uns, ich gehe nach Hause.



Von Sandra Uhlitzsche

Engelchen mit Herz für Kinder

Die Erfurter Schlagersirene Christina Rommel fuhr zu Weihnachten alle Geschütze aus. Ein wehmütiger Rückblick. Von Ralf Rudolffy

Die Wochen vor Weihnachten sind die Hochsaison der aufdringlichen Klingelbeutelei und des Tränendrüsendrucks. In Zeiten, da alles mit schleimiger Gemütlei eingesprüht wird, wollen auch diverse Prominente nicht hintanstellen. Somit paßte auch der Benefiz-Abend für UNICEF des Erfurter Popsternchens Christina Rommel »mit vielen anderen bekannten Künstlern«, wie die Plakate stolz ankündigten, da sehr gut hinein. Gerade die Repräsentanten der leichtesten Muse fühlen sich ja gerne aufgerufen, bei so etwas mitzutun; und der Wunsch, ihr eigenes Dasein auf diesem Wege mit Gehalt und Bedeutung aufzupeppen, erscheint nur allzu verständlich. Um über das, was dabei rauskommt, frontnah zu berichten, opfere ich mich und gerate so in den großen Saal der Neuen Oper.

Pünktlich um acht werden die Nebelmaschinen angeworfen und Christina Rommel, das singende Wollwaschmittel, hüpfte auf die Bühne. Wie man wie eine veritable Schlagersirene am Mikrophon mit den Armen fuchtelt, mit den Hüften kreist und mit dem Hintern wackelt, das hat sie gelernt und sich hart erarbeitet, man kann es sehen. Musikalische Zuckerwatte quillt von der Bühne und füllt rasch den Saal mit klebrigem Gewaber. »Zärtlich wurde ich von dir betreten / Und in mir war das Glück erlaubt / Dunkler Raum – graue Tape-

ten / Helle Fenster hast du eingebaut« singt Frau Wüstenfuchs von ihrem straßenbahnverachtenden letzten Album.

Nach dieser Einstimmung wird es Zeit für den ersten Gast. Das ist Lou. Lou war mir bis jetzt völlig unbekannt, und kaum hat sie zu singen angefangen, wird mir klar, daß ich diesen Zustand gerne noch ein wenig aufrecht erhalten hätte – einstweilen so vier bis fünf Jahrzehnte. »Gib mir nicht den Gnadenschuß, mach nicht Schluß mit mir«, singt Lou. Was ist es, das sie diese Zeilen singen läßt – ist es die Ahnung, daß Menschen, die sie vor Augen und in den Ohren haben, vom Wunsch erfüllt sein könnten, genau das zu tun? Dann zeugt das von tiefem Verständnis sein mag, genauso wie ihr Bekenntnis: »In meinem Kopf ist Nacht.« Wer wollte da widersprechen? »Mitklatschen!« befiehlt Lou, begleitet von zwei Requisitegitarren, die zum wummernden Playback eckig herumhopsen. Das Publikum führt den Befehl mehrheitlich sofort aus – aha, hier wird den Leuten also das schlechte Benehmen beigebracht, Konzerte gewohnheitsmäßig mit ihrem musikantenstädtigen Gebaren zu ruinieren. Madame Lou hat indessen noch andere Wahrheiten in petto: »Da habt ihr hier in Erfurt ein richtiges Engelchen an der Christina, und sie sieht auch so aus«. Das stimmt – fast ein Wunder, daß Miß Weihnachts-



markt noch keinen Werbevertrag für Christkindles Glühwein in der Tasche hat. Allein schon für die Mitwirkung am öffentlichen Promi-Weihnachtsplätzchenbacken hätte sie sich den redlich verdient.

»Was habe ich alles für tolle Gäste eingeladen!« lobt sich Christina. Zum Beispiel eine weitere Lokalgröße: Gunda Niemann-Stirnemann. Die singt zwar nicht, will aber dennoch nicht die Gelegenheit ungenutzt lassen, sich wichtig zu machen und sich mit Engelchen gegenseitig für ihr grundgutes Engagement zu bebauchpinseln. Als weiteren Beleg ihrer Gutmenschlichkeit hat Christina noch Katis Gehörlosenchor angeheuert, den sie »im Gottesdienst« aufgegabelt hat. Tatsächlich ist am Bühnenrand die ganze Zeit schon zu sehen, daß das Gesungene wie Gesprochene in Gebärdensprache synchronisiert wird – schade, denke ich, taub sein ist also auch kein potentieller Vorzug mehr. Katis Gehörlosenchor gebärdet auch ein Lied. Ins Verbal übersetzt gemahnt das sehr an die Puhdys, die übrigens auch noch sehr gut hierher gepaßt hätten, und lautet so: »Alles hat seine besondere Zeit / Eine Zeit zum Säen / Eine Zeit zum Ernten«. Ach so. Die schönsten Weisheiten aus dem Schrebergärtnerkalender und Widerlegung des positiven Vorurteils, daß der behinderte Mitmensch eventuell etwas von Belang zu sagen haben könnte.

Die einzige erfreuliche musikalische Ausnahme in dem ganzen Schleim macht überraschenderweise die ausdrücklich als solche angekündigte »Kultband« Silly, die sich Anja Krabbe von AK4711 als Stimme dazugemietet hat. Frau Krabbe schafft tatsächlich das Kunststück, einen guten Teil des schwermeligen Zonenmiefs, der den Auftritt einer altgewordenen Ostrock-combo sonst unweigerlich umweht, zu vertreiben. Doch es steht zu befürchten, daß das Publikum das gar nicht will, denn um die Musik ihrer Jugend zu hören, und zwar genau so wie zu der Zeit, als ihre Welt stehenblieb, sind sie hier. Deswegen gerät das Volk auch im Rahmen seiner emotionalen Möglichkeiten ganz außer Rand und Band, als zwei Zausel von Karat auf die Bühne stiefeln, auf der Stromgitarre rumrötern und die ranzige Fettbammenballade »Über sieben Brücken mußt du gehn« zum be-

sten geben. Engelchen macht dabei den Backgroundchor. Die Augen der Krattwatticks werden feucht und ihre Gattinnen zücken die Leuchtstäbe, die es am Eingang zu erwerben gab – Feuerzeuge hingegen bleiben kalt, die Feuerwehr hat's wohl verboten. Zuvor heult der Karat-Sänger noch darüber, daß die Karriere auch schon mal besser lief – aber um die wieder etwas anzuschucken, dazu ist er schließlich hier.

Ein Gutes hatte die Schmierseifenveranstaltung letztlich, denn unterm Strich sind 5.000 Euros für UNICEF rausgesprungen. Nörgler könnten einwenden, die Besucher des Konzerts hätten das Äquivalent des Eintrittspreises doch gleich spenden können. Aber dann hätten die Mitwirkenden auf der Bühne zusammen mit dem Publikum nicht ihre eigene Großherzigkeit abfeiern können. Man selbst will schließlich auch etwas davon haben. Der Zehner in

der Sammelbüchse ist schnell vergessen, aber selbst noch die zwanzig Jahre alte LP *Wim Thoelke präsentiert 16 Stars und Ihre Hits* erinnert noch heute daran, daß dereinst mit ihrem Erwerb drei Mark als Spende an Aktion Sorgenkind gingen. Und auch Frau Rommels Konzert für UNICEF wird auf immer in die Annalen der Stadt eingehen.

So kommen sie alle noch mal auf die Bühne, als Christina ihre Winterromantikschnulze »Traum aus Eis« trällert, die zur Feier der Singleauskopplung vom Erfurter Philharmonischen Orchester geplaybackt wurde – sozusagen als extra Becher Schmand zum Braten, denn fettig und sentimental mag man es nun mal hierzulande in der Adventszeit, egal, ob es sich nun um die Weihnachtsgans oder um Christina Rommel mit einem Liedchen für UNICEF handelt.

Hessus im Buch

Die Anthologie des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes vereint alle Preistexte der Jahre 2003 bis 2006 und zeigt, wo in Thüringen die junge Literatur steht

Vor knapp fünfhundert Jahren traf sich der Dichter und Chef des Erfurter Humanistenkreises Eobanus Hessus mit seinen Kumpels und Kollegen regelmäßig in der Engelsburg, um dort über Sinn und Unsinn der Welt und des Dichtens zu debattieren. Dabei floß jede Menge Bier durch die Kehlen der Beteiligten. Die Gelage waren so legendär, daß die Engelsburg im Volksmund bald nur noch »Poetenburg« genannt wurde und Hessus ernsthafte Probleme wegen seines immensen Alkoholkonsums bekam. Schließlich war er damals auch noch Professor für Sprache, Poesie und Rhetorik an der Erfurter Universität.

Seitdem hat sich eigentlich nicht viel verändert: In der Engelsburg trinken die Studierenden noch immer ihr Bier. Und diskutiert wird auch, was das Zeug hält.

Zum Beispiel über junge Literatur: Seit 2000 wird jährlich der Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb von der Engelsburg, der Stadt Erfurt, dem Thüringer Kultusministerium und der Universitätsgesellschaft ausgeschrieben. Teilnehmen können alle, die zwischen 15 und 35 Jahre alt sind und in Thüringen wohnen. Mit Spitzenwerten von 200 Einsendungen pro Jahr hat sich der Wettbewerb inzwischen zum zweitgrößten Schreibwettbewerb für junge Autorinnen und Autoren in Thüringen – neben dem

»Jungen Literaturforum Hessen-Thüringen« – entwickelt.

Für die Organisatoren Grund genug, nach 2002 nun eine zweite Wettbewerbsanthologie zu veröffentlichen. Unter dem Titel »Goldfischragout« vereint die Sammlung die 27 Preistexte der

Jahre 2003 bis 2006. Mit Lena Hammerschmidt, Paulina Schulz, Franziska Wilhelm oder Christoph Steier sind junge Autor/innen vertreten, die den Lesern des hEFTes vertraut sein dürften und die auch über Thüringen hinaus schon für Furore gesorgt haben. Andere talentierte Schreibende, wie Katja Grohmann, Elisabeth Luther, Ulrike Rauchmaul oder Martin Tanz, stehen erst am Anfang ihrer Entwicklung und werden hier erstmals einem breiteren Publikum vorgestellt. Die Anthologie gibt somit einen vielfältigen Einblick in das Schaffen junger Thüringer Autorinnen und Autoren.

Die meisten Preistexte des diesjährigen Wettbewerbes gibt es vorab schon im Literaturteil dieser Ausgabe, ab Seite 37.

Jörg Berglinger

► Die Anthologie ist kostenlos im Büro der Engelsburg sowie in der Kulturdirektion am Benediktplatz 1 (2.0G) erhältlich.

Gehirnjogging

Übung für das Vorstellungsvermögen anhand real existierender Vorgänge

Du bist arbeitslos. Du bekommst ein Stellenangebot von der Arbeitsagentur. Du könntest bei einem Verlag arbeiten und vor Ort bleiben, es klingt perfekt. Du bewirbst dich und wirst eingestellt. Du unterschreibst einen Arbeitsvertrag, in dem zwar einige juristische Skurrilitäten stecken, in dem aber auch ein ordentliches Gehalt angegeben ist. Jung, blind und hoffnungsvoll, wie du bist, störst du dich nicht allzu sehr an diesen Mängeln.

Du arbeitest. Mehr als vierzig Stunden in der Woche, bringst die Arbeitsmaterialien teilweise von zu Hause mit. Es kündigen mehrere Mitarbeiter, die dabei die Unregelmäßigkeit der Lohnzahlungen und unsauberer Methoden des alliterierenden Chefs betonen. Aber du blendest das aus, denn du hast ja einen Arbeitsvertrag und bist engagiert, willst zeigen, was du kannst. Schließlich ist es dein Traumjob.

Aber du erhältst nach dem ersten Monat keinen Lohn. Du fragst deinen Chef, der erzählt, er habe das Geld gestern angewiesen. Du wartest auf dein Gehalt, ißt öfter bei deinen Eltern oder Freunden, kratzt Geld zusammen für Miete und Kindergarten. Nach zwei Monaten – noch immer hast du kein Geld auf dem Konto. Du stellst dir Fragen wie: Wovon soll ich die Wohnungsmiete zahlen? Wie den Kühlschrank füllen? Womit kann ich den für die Arbeit notwendigen Kindergartenplatz bezahlen? Das ist nervlich belastend und es gibt kein Amt, das in dieser Zeit Ausgleichszahlungen leisten würde, erst nach drei Monaten ohne Lohn zahlt die Arbeitsagentur, sofern du es anzeigst, eine Grundsicherung. Deswegen fragst du wieder deinen Chef und setzt, weil du freundlich sein willst, dazu, daß du ausbleibende Gehaltszahlungen der Agentur melden mußt. Dann könnte der Chef sagen: Wenn Sie zum Arbeitsamt gehen, können Sie sich dort gleich nach einer neuen Arbeit umschauen.

Du bekommst auch nach drei Monaten Vollzeitarbeit kein Gehalt. Du schleichst

zur Arbeitsagentur, willst nur wieder essen, deine Miete und den Kindergartenplatz bezahlen können. Du sagst dem Mitarbeiter der Agentur, was du zu sagen hast. Der erklärt dir, daß dein Chef einen Zuschuß für deine Einstellung erhalten habe, weil du vorher arbeitslos warst. Einen Zuschuß, der höher lag als der Satz von Hartz IV, den du sofort beantragst. Deinem Chef wird sogleich ein Brief über die Beschwerde geschickt.

Dein Chef kündigt dir sofort nach Erhalt des Briefes. Du erhältst kein Arbeitszeugnis, deine Lohnsteuerkarte fehlt. Eines Tages wird ein Teil deines ausstehenden Gehaltes gezahlt. Du erfährst von aktuellen Mitarbeitern, das nachgezahlte Gehalt stamme aus einem landeseigenen Fördertopf, im Grunde aus Steuergeldern. Deine ehemaligen Kollegen kündigen nicht, können es nicht, bleiben treu oder dumm, sind in dauernder Sorge, jemand könnte etwas über die Machenschaften ihres Chefs herausfinden, es melden, und dann würden sie arbeitslos werden, so wie du.

Dein Fazit: Da dein Arbeitgeber keinen Lohn zahlt, wünschst du dir, daß ihn Ministeriumsmitglieder nicht mehr lobend erwähnen und daß er keine weitere finanzielle Unterstützung erhält. Deinen Kollegen wünschst du, sie mögen sich auf Ämtern über ihre Behandlung beschweren, damit sie entweder von dort oder endlich von ihm regelmäßig Einkommen erhalten. Arbeitslos zu sein, denkst du dir, ist nicht so schlimm wie eine Berufstätigkeit ohne Bezahlung, die du nicht einmal im Lebenslauf angeben kannst, weil du sie nicht mit Referenzen beweisen kannst. Du wünschst dir, daß dein ehemaliger Chef endlich zur Rechenschaft gezogen wird, wenn doch sein fragwürdiges Geschäftsverhalten angeblich stadtbekannt ist.

Ende der Übung. War glücklicherweise nicht dein Leben.

Julia Reinard

ANZEIGEN



KAFFEE
HILGENFELD
DAS KAFFEESPEZIALITÄTENGESCHÄFT

Mo bis Fr jetzt ab 800

DOMPLATZ 4 99084 ERFURT
TELEFON 0361.2622658
EMAIL INFO@KAFFEE-H.DE
WWW.KAFFEE-H.DE



**Schreibwettbewerb
"Gewalt und Zärtlichkeit"**

Ein Schreibwettbewerb des Thüringer Schriftstellerverbandes und des Friedrich-Bödecker-Kreises für Thüringen e.V.

Für junge Thüringer von 14-20 Jahren

Gesucht: Kurzgeschichten (max. 3 Schreibmaschinenseiten oder 3 Gedichte). Bitte Name, Adresse und Geburtsdatum auf die Rückseite.

Einsendung bis zum 26.01.2007 an:
FBK für Thüringen e. V., Magdeburger Allee 22, 99086 Erfurt

Für die besten 30 Autoren Teilnahme an einer 4-tägigen Schreibwerkstatt mit prominenten Thüringer Schriftstellern und Veröffentlichung der Texte in einem Buch.

Gefördert von: ver.di Landesbezirk Thüringen, DGB Landesverband Thüringen, Friedrich-Ebert-Stiftung.

Weitere Informationen unter:
www.fbk-thueringen.jetzweb.de

Wunderwelt Geflenne

»Sicherlich und ohne Zweifel – wohnt das Unglück in der Eifel!«

So jedenfalls sieht es die zeitgenössische Poesie.

Die Wahrheit ist: Das Unglück ist nahezu Küchenmeister auf der ganzen Welt. Wohin man auch blickt: Es wird schamlos geflennt, gejamert, rumgeplärrt, abgeheult und durchgewinselt. Es herrschen Wehklagen und Zähneknirschen. Auch wird geweint.

Die Träne begleitet uns übrigens bereits seit ganz früher Zeit: Der Ur-mensch widmete seine ganze Freizeit dem hintergründigen Trübsinn und es konnte ausgiebig abgeheult werden – damit war die wichtigste Erkenntnis der Urzeit geboren: *Steter Tropfen höhlt den Stein!* Der Primat war während seiner Menschwerdung also fortan in der Lage, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden – man erwinselte Riesenhöhlen!

Sicher, das mag erstaunen. Doch was ist wirklich dran an der Lust am Lamentat? Beachtlich mutet an, daß die Heulsuserei in epochalen Intervallen dahertrotzt – Zusammenhänge zwischen historischen Großereignissen und globaler Horror-Heulerei lassen sich nicht wegdiskutieren: So wurde z.B. häufig wegen Hochwassers geweint, natürlich wegen Hitler, und dann noch mal stark seit der Wende.

Amerikanische Wissenschaftler reagieren mitunter ratlos, wenn man von ihnen erfahren möchte, warum überhaupt geheult wird. Eilig wird in solchen Fällen die eine oder andere haltlose Theorie erflickschustert und man fragt sich hinter vorgehaltenem Karabiner, was diese Irren da drüben eigentlich treiben. Die Gründe für das nicht selten erbärmlich anmutende Schauspiel völligen Gesichtsmuskelversagens sind jedenfalls tief in der geheimnisvollen

Welt der Emotion zu suchen. Die Träne an sich hilft uns, immerwährendes Leid zu ertragen, und das macht sie gut! Man leidet zirka nonstop: Wegen Sorgen und Problemen. Und wegen der Liebe. Jedoch just bevor das zarte Flämmchen Lebensenergie in unseren Herzen erlischt möchte, springt uns – quasi als Handlanger von Mutter Natur – das erquickliche Wehklagen zur Seite, das wohlige Gefühl jämmerlicher Rotz- und Wasser-



Fontänerei. Und so sitzt man dann also beisammen und zögert nicht, im Kreise ewiger Melancholen über Politik, Religion oder strömenden Regen zu beraten, um sogleich unisono zu plärren, was die Tränensäcke hergeben. Dem Seelenheil ist es zuträglich und wenn man schließlich auch noch unerfreuliche Musikneuererscheinungen mit ersturzbacktem Gesabber quitiert hat, dann scheint doch schon wieder die Sonne (vgl. »Aufregen folgt Sonnenschein«).

Gewinnt wird übrigens global und hüben wie drüben – doch obwohl das Naturschauspiel Rumgeflenne im Konzert weltweiter Entgleisungen seit jeher die erste Geige spielt, unterscheidet man verschiedene Nuancen: Während man unter der italienischen Seufzerbrücke eher im Stillen und vor sich hin schnieft,

mischt sich im saudi-arabischen Mekka bereits etwas Gezicke ins Geplärr. Unweit übrigens liegt das Zweistromland, benannt nach den beiden Rinnsalen rechts und links der laufenden Nase. Weltweit jedoch gilt: Wer zu nahe am Wasser gebaut hat, wird aufgrund globalen Gewinnsels bereits in wenigen Jahrzehnten vom salzigen Gesichtssaft zunächst lustig umspült und schließlich grausig ertränkt werden!

Seit jeher ganz besonders viel hat man natürlich in Deutschland zu beklagen, man erträgt fürchterliches Leid! Und das, obwohl man seinem hydrantenhaften Gezeter hierzulande noch unlängst lieber in privatem Rahmen nachging – im Zweifel weinte man lieber im Taxi als in der Straßenbahn. Da sich das heutzutage jedoch kein Mensch mehr leisten kann, konnte sich ein selbstbewußter Umgang mit der einst peinlichen Winselei durchsetzen. Vorbei also die Zeiten, als man zum Weinen in den

Keller ging – durchs Land ging er endlich, der Ruck!

Gewittern wir also auch weiterhin, was das Zeug hält, bedonnern wir unsere jämmerlichen Existenzen und wettern wir über die tiefe Misere, in deren Irre uns das Leben geführt hat! Beheulkrämpfen wir die hinterlistige Welt und alles Gekreuche, das Mitschuld trägt an unserem sumpfigen Vorhandensein! Vergessen wir auch nicht, unsere Schleusen angesichts uferloser Ungechtigkeiten auf dem ganzen Planeten, jedoch in erster Linie in unserer kleinen Welt zu öffnen! Denn eines ist sicher: Rund um den Erdball geht es niemandem so elend wie uns – und wer weiß, vielleicht sogar noch darüber hinaus ...

Dominik Boll

Party und Patriotismus (II)

Das neue Nationalgefühl. Von Peter Heilbronn

»Solche Kritik am Deutschlandlied ist für Theo Zwanziger, Präsident des Deutschen Fußball-Bundes, »skandalös«. Es sei völlig in Ordnung, wenn bei uns »Einigkeit und Recht und Freiheit« gesungen wird, betonte Zwanziger und fügte mit Blick auf die GEW hinzu: »Wir freuen uns in ganz Deutschland über den Beginn der Normalität, nur diese Leute bekommen das nicht mit.« (netzzeitung, 16. Juni 2006)

Neulich wurde ich befremdlich beschaut, als ich mich weder der Fußball begeisterte, noch wie die anderen *selbstverständlich* für Deutschland bin. Linke sind in diesem Zusammenhang ja meist für die »alternativen« und kleinen Nationen. Oder sie stellen sich als Antideutsche vor und sind von Hause aus erst einmal gegen Deutschland, wie die Rechten aller Couleur für Deutschland (in welchen Grenzen auch immer) sind.

Auf die Frage, zu wem ich denn halte, fiel mir nur ein: zu keinem. Konnte mir nicht verkneifen zu sagen, daß ich *Internationalist* sei, was auf bares Unverständnis stieß. Solche Sprüche wie »Meine Heimat DDR« haben mir alles, was mit Nation, Heimat u. ä. zu tun hat, gänzlich ausgetrieben und das gehört sicher zu den guten Seiten der damaligen Bildung. Dies konnte im Anschluß auch »Wir sind ein Volk« nicht mehr reparieren.

Wer Internationalist ist, muß sich erklären und hat auch kein bunt bedrucktes Stoffrechteck um nonverbal seine Zugehörigkeit oder Sympathie zu zeigen. Wer für Deutschland ist, hat sein Dreifarbwinkellement und wird für normal gehalten.

Dem heutigen Alltagsverstand ist Internationalismus ein ferner *politischer* Begriff und irgendwie anrühlich. Währenddessen ist Patriotismus oder stolz sein auf Deutschland nicht politisch, sondern wird *vom Gefühl* her verstanden – nicht begriffen. So unausgewogen dieses Schema ist, verpflichtet es hier zu Fragen.

Es ist noch zu bemerken, daß der Na-

tionalismus ein *internationales* und beileibe kein deutsches Phänomen ist. Überall werden Fahnen geschwenkt, Party gemacht, Ausländer gehetzt, das Andere bekämpft und das Identische konstruiert. Überall herrscht diese Selbstverständlichkeit der gefühlten Zugehörigkeit zur »eigenen« Nation. Schauen wir uns das mal näher an.

Eine Nation zum Anfassen

Nation ist zuerst einmal ein *Abstraktum*. Das sieht man schon daran, daß man sie nicht anfassen oder anderweitig messen kann. Trotzdem existiert sie (durch das Handeln der Menschen). Weil man sie nicht anfassen oder sehen kann, sie aber trotzdem existiert, müssen die Menschen *sich selbst* Gegenstände schaffen, die die Nation *repräsentieren* – gemeinhin eine Fahne oder auch den Bundespräsidenten. Nation enthält damit, wie der Fetisch der Naturreligionen oder die Monstranz der Katholiken, eine einigende *Heiligkeit*, welche nicht beschmutzt werden darf (da dann auch ich angegriffen bin).

In z.B. der Fahne liegt letztendlich die Sehnsucht jedes Einzelnen nach Harmonie und Gemeinsamkeit. Eine Gemeinschaft, z.B. Volk, konstituiert sich. Gleichzeitig, und das beinhaltet ein gefährliches Moment, grenzt man sich (z.B. über die Grenzen des Nationalstaates) von anderen ab. Die Rechten betonen gern die erste Seite der für sie positiven Zusammengehörigkeit, bis zur angeblichen Überlegenheit der jeweiligen Nation. Die Linken sehen eher die Probleme, die blutig die gesamte

ANZEIGEN

refresh
your home

infern* 0361.6663195
architektur+handlung

KINO

Studentenclub UNI-k.um.
Nordhäuser Str. 63
99089 Erfurt
www.uni-kum.de
Tel: 0361/ 737 1884

Jeden Montag, 21.00 Uhr, uni-k.u.m.

TEXTE & TERMINE

für das nächste hEFt
(April, Mai, Juni 2007)
bis 5. März an:
heft@kulturrausch.net

Geschichte durchziehen. So kann die Sehnsucht nach nationaler Harmonie sehr schnell in Aggression umschlagen und den Störenfried die körperliche Unversehrtheit kosten.

Aus der scheinbaren *Selbstschöpfung* der Nation folgt die Gefühlsmäßigkeit der Beziehung zur ihr und das Anerkennen, daß es *meine* Nation ist. Diese Selbstschöpfung ist die *individuelle* Seite der Nation. (Hier kann ein Internationalismus einfach nicht mithalten und sich nicht emotional verankern.) Die übergreifende, *gesellschaftliche* Dimension der Nation steckt hingegen in der Gemeinschaftskonstruktion. Dies erklärt, daß man z.B. bewegt und stolz auf eine fremde Leistung ist (z.B. ein Tor) und behauptet: »Wir haben gewonnen« und »Du bist Deutschland«.



Reale und gefühlte Einigkeit

Tragen wir die verschiedenen Facetten zusammen. Eine wichtige Möglichkeit der Nation liegt in gemeinsamer Sprache, Gebräuchen, Traditionen, Kultur, ... Die *individuelle* Wirklichkeit ist die erlebte Gemeinsamkeit im Alltag oder z.B. bei einem nationalen Fest. Gehen wir jetzt auf die andere verdeckte Seite der Betrachtung. Die objektive Wurzel der Nation ist der *gemeinschaftliche Wirtschaftskreislauf*, also der Kreislauf des nationalen Gesamtkapitals.

Dieser benötigt einheitliche Währung, Maße, Standards, ... Zur Funktionsfähigkeit der »Wirtschaft« ist der entsprechende Nationalstaat mit seinen Machtmitteln, Gesetzgebung, usw. unverzichtbar. Er ist der objektive Rahmen der Nation, seine Hoheitszeichen sind die Projektionsfläche und Gegenständigkeit der Nation »selbst«.

Der Staat erfüllt all die Aufgaben, die das nationale Gesamtkapital angehen, welches von den großen Unternehmen dominiert wird. Das reicht von harter Währung, Schutz des Privateigentums, Gesetzesgleichheit, Vertragsfreiheit, Schaffung von Infrastruktur (Autobahnen, Universitäten, Schulen, ...) bis zur Verregelung und Kontrolle der sozialen Konflikte (Arbeitsgesetzgebung,

Betriebsverfassungsgesetz).

Eine Nation als lebendige, *fungierende bürgerliche* Gemeinschaft benötigt eine *relative* Vereinheitlichung von Sprache (Amtssprache), Gesetzgebung (Grundgesetz, Bürgerliches Gesetzbuch), Traditionen (gesetzliche Feiertage, ...). Juristische, ökonomische bis orthographische Vereinheitlichung (Rechtsschreibreform) findet statt und schafft somit die *wirkliche Gleichheit* für die Individuen, wobei wir wieder beim Ausgangspunkt – dem Individuum – wären. So entsteht der deutsche Staatsbürger als wirklicher und *gefühlter* Deutscher.

Wohin geht die Reise?

Im Augenblick findet, pointiert gesagt, der Versuch einer emotionalen Vereinheitlichung zum Deutschsein statt. »Schwarz-rot-geil, wir feiern weiter« ist der passende Slogan der Bildzeitung für die Zeit nach der WM. Es ist gelungen, einen politischen und geschichtlichen Schlußstrich plausibel zu machen, der mit Party nun gar nichts zu tun hat. Die Fanmeile und Nationalmannschaft waren nur Vehikel des modernen Zirkus' Maximus.

Dabei hat sich natürlich kein einziges politisches oder soziales Problem gelöst, außer dem der *Motivation der*

Massen. Die sind besser in dieser guten Stimmung zu halten, damit nicht wieder Jammern und Nörgeln den notwendigen Reformprozess behindern. Denn, was auf uns nun zukommt, ist recht happig, von Mehrwertsteuererhöhung über Gesundheitsreform, der größten Grundgesetzänderung seit Bestehen der Verfassung (Föderalismusreform), Ladenöffnung rund um die Uhr, bis zur Verschärfung der Harz-IV-Maßnahmen (Kinder haften für ihre Eltern) wird uns ordentlich der Gürtel enger geschnallt. Während anderswo die Sektkorken knallen.

Das ist der *Ruck*, den unser Bundespräsident a.D. wirklich gemeint hat, der durch das Land gehen sollte. Aber das Gürtelchen kneift nicht so, wenn es schwarz-rot-geil angepinselt ist.

So ist es für mich unnötig, gleich einem Hund mit dem Schwanz, mit wessen Staates Fahne auch immer zu wedeln. Das sei den Rechten, den meisten Linken und all den anderen überlassen, die dies brauchen. Weder eine Partei, ein starker Staat, Nation, noch Volksgemeinschaft lösen meine Probleme – sie sind weit überlebte Konzepte. Dies zu begreifen, ist der erste zaghafte Schritt zu einem Internationalismus.

► Die Fußnoten und Materialien sind im Netz unter: www.mxks.de/kolitik/apolitprojekte.index.htm#nation.

Schaffe, Schaffe, Häusle baue!

Die Sehnsucht nach dem eigenem Heim ist immer noch ungebrochen und steht nach dem Auto ganz oben auf deutschen Wunschzetteln. Will man sich diesen Wunsch in Erfurt erfüllen, muß man zunächst einige Hürden überwinden. Von Ingo Wolf

Wer sich einmal im Leben daran macht, ein Häusle zu zimmern, der kann richtig was erleben, auch jenseits der geplanten vier Wände. Von der Handskizze des Architekten oder dem Musterhaus zum Angucken, wie man es nicht machen will, bis zum Einzug mit den Rissen im baufeuchtem Boden ist es ein langer Weg, den gar zu oft zerrüttete Nerven und Ehen und ein Unterdruck im Geldbeutel schmerzhaft in Frage stellen.

Der größte Feind aller Bauherren/innen (fachlich korrekt) aber ist der Amtsschimmel, und der wiehert in Erfurt besonders laut.

Je nach Wohngebiet sind die Bau Richtlinien rigide bis nicht nachvollziehbar. Der private Wohnungsbau hat in Erfurt seit 2001 um zwei Drittel nachgelassen. Die als Baugrund im Stadtentwicklungskonzept geplanten Flächen wurden verkleinert. Die Überalterung der Gesellschaft und die Abwanderung junger Familien hat gerade begonnen sichtbar zu werden. Bauen ist heute teuer wie nie, der Wert der Grundstücke aber wird sich drastisch reduzieren, besonders im Osten Deutschlands. Der durchschnittliche Bauherr Mustermann ist Anfang 40, hat am Rande von Erfurt in einem verlehmtten früherem Feld ein erschlossenes Baugrundstück von 500 m², eine 350 000 Euro Butze mit 150 m² Wohnfläche, das zwei Drittel seines Lebens der Bank gehört. Er wird fünfmal den Notar bemühen, ca. 17 Anträge stellen, wenn's individuell sein soll, sich mit »Befreiungen« versuchen freizukaufen, und etwa die Hälfte abgelehnt bekommen, das alles ist kostenpflichtig. Die Bauämter, nach der Wiedervereinigung personell überbelegt, haben jetzt

noch einen Personalschlüssel, der weit über vergleichbaren Kommunen in Westdeutschland liegt. So ist das kommunale Baurecht vollgestopft mit Sinnlosigkeiten deutschen Biedermeiertums und preußischem Korpsgeistes. Oberamtsrat Alfred Clausen will beschäftigt werden, und Architekten brauchen ein klares Feindbild. Da fahren schon mal drei Smarts mit 6 Ämtern für einen umstrittenen Fußwegneubau auf die Schotterpiste ins Burgenviertel, Betonkopf Meier vom Tiefbauamt läßt nicht mit sich handeln, selbst wenn alle Einspruchsfristen von der Stadt verschlafen wurden, wir haben ja noch die Rechtsabteilung.

Natürlich gibt es auch Ausnahmen, die die Schmirasiedlung dezent in Farben und Materialien anklingen läßt. Oder auch eine Lückenbebauung von Architekt Worschech, aber da beugte der Exlandesvater als Bauherr erfolgreich das Recht. Doch meist orientiert sich der Neubau streng an der Stilikone der Umgebung, so setzt sich Langeweile fort. Nehmen wir mal den Ringelberg im Osten der Landeshauptstadt: Im letzten Bebauungsteil wird so etwa alles geregelt was ein Wohngebiet mit Charakter vermeiden hilft. Von militärisch korrekter Ausrichtung der Bauline – alle Häuser an der Schreibtischkante parallel aufgereiht – bis zur Farbe der Dächer und der Fassaden, vom Erdaushub der Kellertreppe bis zum Verbot von Balkonen nach Süden, weil da die Straße ist. Variierte Traufhöhen, abweichende Baukörper, durchgehende Fensterbänder, unterbrochene Dachlinien, alles Fehl-anzeige. Drei Ziegelreihen ab der Regenrinne bitte, und dann ein Erkerchen, das geht noch. Noch Ende der 70er Jah-

re waren in Westdeutschland 82 Prozent aller Neubauhäuschen weiß gepinselt. Nun, da sich das Bewußtsein mediterran wandelt, Pastell und Erdtöne nachgefragt werden, schreibt dir die Stadt das reine Weiß vor, es soll ja ordentlich aussehen. So ist die Individualität nur dem einen Geschmack des Amtshengstes untergeordnet, und nichtsachliche Gründe riegeeln und bremsen. Die Verwaltung hat wieder mal gesiegt, Bingo! So wird von amtlicher Seite noch unterstützt, was eh im Genpool deutscher Kleinhirne festgemauert scheint.

Warum nur ist des Deutschen Hof und Garten nur so eintönig und steril, warum ist die Natur uns zum Feind geworden, auf daß wir sie totregulieren und ins Gardemaß zwingen? Wir lieben eben die rechte Ecke, die versiegelte Fläche, den Knochenpflasterstein und Lebensbäume in Reih und Glied. Früher sahen unsere Häuser aus wie die Erde, auf der sie standen. Dann kam die Kleinstaaterei in unsere Köpfe, der Wahn preußischer Sekundärtugenden von Ordnung und Sauberkeit, die Entwurzelung durch Kriege und Vertreibung, und heute die Kitschpalette der Baumärkte und Maschinen von Kärcher. Warum ist OBI nicht schwedisch, wir hätten schönere Vorgärten, warum hat italienische Armut uns nicht zum Feldstein greifen lasse, wir hätten gewachsene Dörfer.

Auch der Ringelberg wird einmal 30 Jahre auf dem Buckel haben, dann wird da jedes Haus anders aussehen. Herr Mustermann ist 70 und hat altersgerecht umgebaut. Sein Enkel wohnt glücklich in Skandinavien und lebt dort seine Individualität aus, ganz ungezwungen.

Das Große Ventil e.V.

Gewinnspiel

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

Eine echte Hairausforderung

Wir alle wissen: Es gibt immer weniger Arbeitsplätze in der Industrie und im produzierenden Gewerbe. Die Zukunft liegt in der Dienstleistungsbranche. Und genau dort hat Ventil e.V. bei der Vermittlung von Arbeitslosen große Erfolge zu verzeichnen.

Um ein Dienstleistungsunternehmen oder eine Ich-AG dauerhaft erfolgreich zu etablieren, bedarf es eines guten Marketings. Somit ist es nur verständlich, dass Ventil e.V. ab sofort auch Marketingberater ist, denn viele Arbeitslose mit viel Freizeit können manchmal auch gute Ideen haben. Und dieses Potential möchten wir ausschöpfen.



Auch in Erfurt gibt es schon tolle Namen. Alle Achtung, Winnie, sehr krehaartiv!!!

Kreative Firmennamen gesucht

Wer bisher glaubte, Frisören seien prinzipiell etwas unterbelichtet, irrt sich gewaltig, denn gerade die Frisörbranche ist Vorreiter in Sachen kreativer Namensgebung. Nirgends findet man so witzige und intelligente Wortspiele wie bei den Haarschneidern.

Doch in den anderen Bereichen liegt noch vieles im Argen. Und das will Ventil e.V. ändern!

Zur Erstellung unserer "Firmennamendatei für Dienstleister aller Art" brauchen wir Ihre Hilfe.

Nutzen Sie Ihre freie Zeit! Werden Sie kreativ!

Wenn Sie Langeweile haben, nehmen Sie einfach Zettel und Stift und eine Flasche Bier und beginnen Sie zu denken. OHRtografische Kenntnisse sind nur bedingt wichtig. **Machen Sie Ich-AGs zu Erfolgsgeschichten!**

Senden Sie Ihre Ideen direkt an uns und gewinnen Sie einen unserer tollen Preise!

Damit Ihnen der Einstieg als "Namensdesigner" etwas leichter fällt, gibt es von uns noch ein paar Anregungen:

Sauna "SCHWITZERLAND", Sonnenstudio "BRAUNLAGE", Zahnarzt "BOHRWURM", Putzservice: "VerKEHR"-Rund um die Uhr, Bestattungsinstitut "MeTOTE", Pfarramt "BETrug"



...so hässliche Haare

...und so eyeige Augen!



...wer geht da nicht gerne hin!

Aus dem Archiv:

Die schönsten Frisörnamen Deutschlands

RUNDHAIRUM, Haargenau, creHAARTiv (alle Erfurt), hairGott, Haircondition, Hairlich, Hairforceone, Tommy's Hair & more, Hairport, Haarlem, 4 Haareszeiten, Haarley, Haarlekin, Haar-Moni, Hair Flair, und nicht zuletzt der Frisörladen von Phillip und Monika Böttger - na? Erraten? Natürlich "Philhaarmonie"!

Preise Für Frauen: eine Haarverlängerung (Locken) bei "Tommy's HAIR & More"

Für die Herren ein Verwöhntag bei "HAAR-Moni"

**Ventil e.V.,
Schlachthofstraße 33a,
990815 Erfurt**

From Üte with Love

Die Güte Üte hört endlich mit dem Geschwätz auf. Sie geht nach Takatukaland zurück, wo sie hingehört. Die Straßen der Hauptstadt werden sicherer – die Szene betrunkenener. Eine Liebeserklärung.

Von Die Güte Üte

Ich liebe Erfurt. Diese mutige Stadt, die unerschütterlich vor nichts Angst hat oder sich abgestoßen fühlt. In den letzten Ausgaben habe ich von den schlimmsten und gleichzeitig wunderbarsten Tragödien unseres Planeten erzählt. Es hat niemanden interessiert – nur eine Mitarbeiterin der Schweizerischen Geheimdienste, die im Internet behauptete, ich sei pädophil und ein Mitglied von Scientology ... oder die korrupten Straßenpolizistinnen der Stadt, die mir Strafzettel verpassen, auch wenn ich gegen keine Regel verstoßen habe ... oder auch die Thüringer Landespolizei, welche, nach unserer Veröffentlichung, dem Geschäft des Erfurter Waffenhändlers am Angerbrunnen einen Besuch abgestattet hat.

Warum ist die Stadt Erfurt so kalt? Weil ihr die Welt fremd ist, sie interessiert sie nicht. Es geht nicht mal darum, daß etwas außerhalb der Stadt stattfindet und deshalb nicht wahrgenommen wird: Auch all die ekelerregenden Begebenheiten, die in der Landeshauptstadt geschehen, berühren das Lebensgefühl unserer MitbürgerInnen nicht im geringsten. Man befragt sie in ihrer lausigen Tageszeitung tagein tagaus, was sie über Ladenschlußregelung oder Fleischwarenqualität denken, und sie antworten prompt: mit Vernunft, totaler Ignoranz, unübersehbarer Gleichgültigkeit. Ein junger Sozialdemokrat tritt bei den Wahlen an, um dem Filz den Krieg zu erklären. Aber nicht mal die Leute seiner Partei nehmen ihn ernst. Er siegt und der Filz diktiert ihm die Regeln. Er nickt, nuschelt, seine neue Linie heißt:

Erfurt, die Blumenstadt. Und es interessiert keine Sau. Die Besiegten regieren, sie müssen ihn nicht mal tolerieren. Und er bedankt sich dafür, daß er jetzt auch einen Platz im Filz bekommen darf, trottelt und trippelt, als Hofnarr gekleidet, als Spitzenmann der Karnevalsbewegung (scheinbar eine der wenigen ernsthaften Organisationen dieser Stadt, die in der Lage ist, sich zu organisieren).

Als sein geliebter Filz dem ehemaligen Oberbürgermeister Manfred Rüge zum Abschied einen Direktorenplatz bei den Stadtwerken schenkte und einige im Stadtrat deshalb protestierten, durfte ich bei einem Abendbrot mit fortschrittlichen Künstlern dieser Stadt hören, wie sie ihrer Empörung Luft machten: Diese Frechheit, solch einem verdienten Politiker den illegalen Gewinn seiner Laufbahn zu verweigern, wo doch die Politik gerade dafür da ist. Aber auch diese »Debatte« interessierte keine Sau. Wir bezahlen ein kleines bißchen mehr für Strom und Gas, und alle sind richtig froh.

Erfurt ist die mutige Stadt des mutigen Landesvaters Dieter Althaus, der nach und nach sämtliche Errungenschaften der Wissenschaft in Frage stellt. Würde er behaupten, die Thüringer wurden am achten Tag aus einer Puffbohne erschaffen, die die anderen Völker der Welt abgelehnt hatten, würden das die Menschen hier klaglos über sich ergehen lassen. Und dabei im Stau vor einem schlechten Eisladen stehen, im Stau vor dem Arbeitsamt ergrauen und im Stau vor Hunderten von Toiletten die Ergeb-

nisse ihrer größten Leidenschaft abgeben: das Bier – natürlich kein Erfurter, denn das schmeckt bekanntlich nicht.

Betrunken sein. In Erfurt mißt man den Erfolg einer Kulturveranstaltung daran, wie viele Leute an den Rand der Ohnmacht gekommen sind. Eine klitzekleine Vermischung zwischen Kultur und Sozialem, denn Bier braucht man hier, um Gefühle auszudrücken oder zu unterdrücken, die Arbeitszeit durchzuhalten, das Nichtstun auf der Straße würdig zu gestalten, die Melancholie des Abends und der Kälte zu überwinden – also zu leben. Das Betrunkensein ist das Nirvana, das dem Erfurter Mensch von Gott versprochen wurde. Alle sind lustig, alles klingt lustig, alle können singen, alle können die Musik hören, für die sie sich sonst schämen würden, alle können sagen, was ihnen durch den Kopf geht.

Denkt aber nicht, daß es in dieser Stadt niemanden gibt, der protestiert: Die »unabhängigen« Kunst- und Kulturhäuser und andere ähnliche Institutionen protestieren, weil sie vom Staat zu wenig Geld für ihr »unabhängiges« Kulturschaffen bekommen. Sämtliche »unabhängige« Kultur- und Politikschaffenden werden vom Staat finanziert – und zwar aufgrund einer Entscheidung des Filzes. Aus Mitgefühl. Und die mutigen unabhängigen Kulturmacher bedanken sich mit Ningeln. Und es interessiert niemanden.

Ich liebe Erfurt, die Stadt die nicht lacht, sondern nur auslacht. In der sich alles im Steinhaus trifft, um zu schauen, mit wem die anderen zusammen

aufzutreten. Wo Gerüchte erzählt werden, die andere in den Raum gestellt haben. Gerüchte, die nur die angreifen, die die Stadt bereits verlassen haben oder die zerstört am Boden liegen. Eine Stadt, in der es Mode ist, alle so plump wie möglich zu beschließen, um sich dann zu wundern, daß die Beschissenen zwar kurzfristig schlecht gelaunt sind, doch doch unmittelbar danach jene wieder möge betrogen, bloß benachteiligt, bedrückt haben. Eine Stadt, die nicht lacht, sondern grinst.

Ich bewundere Erfurt. Die Stadt, in der niemand die Verantwortung trägt. Die Stadt, in der jede und jeder jedem Opfer bereit ist, Verantwortung zu übernehmen. Die Stadt, in der wortliche, anstatt Probleme lösen, die meiste Zeit damit verbringen, die Verantwortliche für ihr Scheitern zu finden. Wie kann man getrost in solchen Stadt Politikern sein, die korrupt sind? Und wer sind die, die neidisch sind, weil sie nie einmal gegen sexuelle Dienstleistungen bestechen will.

Wer regiert dann? Der Zufall und die Kraft des Schicksals. Die Sachen geschehen eben, niemand kann sie wirklich ergründen. Nehmen wir das Beispiel Rot-Weiß Erfurt: Eine Mannschaft, die von Menschen verwaltet, die von Fußball keine Ahnung haben, die sich genügen, mit den angeblichen Fußballhelden der Stadt vor überschminkten Frauen in ausgewählten Bars zu betrinken, die bei jeder Niederlage mit der Gleichgültigkeit reagieren, die so gut ins Stadtbild paßt – und deshalb geduldet wird.

Oh, wie ich sie liebe, die Mitmenschen aus dieser wunderschönen Stadt, weil die besten Menschen, die man in

Erfurt kennenlernt, aus Gotha, Altenburg und Gera kommen – aus aussterbenden Städten, dort wo man nicht mal mehr in der Lage ist, Gleichgültigkeit auszuleben, wo der Tod schon alles andere übergraut.

Es heißt, bei uns ist es immerhin



Sie haben Angst. Die ganze Bürokratie funktioniert hier so. Es geht niemanden etwas an. Sie wissen nicht, was sie tun, sie müssen nur so und so viele Stunden im Büro verbringen und werden ständig von »Kunden« gestört, die irgendwas von »Kunden« gestört, die irgendwas sie keine Ahnung haben. Beispiel die Frau beim Anmeldeamt, die nicht wissen wollte, daß Italien ein Mitglied ist. Die Sachbearbeiterin auf dem Arbeitsamt, die keine Ahnung davon hatte, wie die neuen Gesetzregelungen anzuwenden seien und daher die Anträge dementsprechend ablehnte und mich mehr ans Telefon brachte als der Mann, der eine Kulturveranstaltung organisiert, weil sie zu laut war. Ein Mann jenes seltsamen Kumpels als Kumpel und finanziell unehrlich leben der Krämerstraße, um sie in ein Geschäft zu ziehen, wo jede Person für ein lausiges Geschäft kattern muß. Der Mann, der den Deal mit dem Casino abgeschlossen hat, was Bürgerinnen und Bürgern Tausende von Euro jeden Monat kostet.

Die Polizei ist kaum zu sehen. Sie verprügelt die Leute, die am Boden sind und macht die Gewinne mit der Parkverbotsmafia. Falls irgendwas Ernsthaftes geschieht, kommen sie nicht.

Nächste Frage: Wie kann ich so verbittert sein? Warum gehe ich nicht einfach, anstatt so ein Geschwätz von mir zu geben? Warum gebe ich nicht zu, daß ich dieses oder jenes machen wollte, und das aufgrund meiner Schwächen und der Gegebenheiten nicht gelungen ist? Ist es nicht so, daß ich auf die befremdlichen Reaktionen der Stadt und ihrer Behörden hingearbeitet habe? Habe ich nicht das verdient, was geschehen ist?

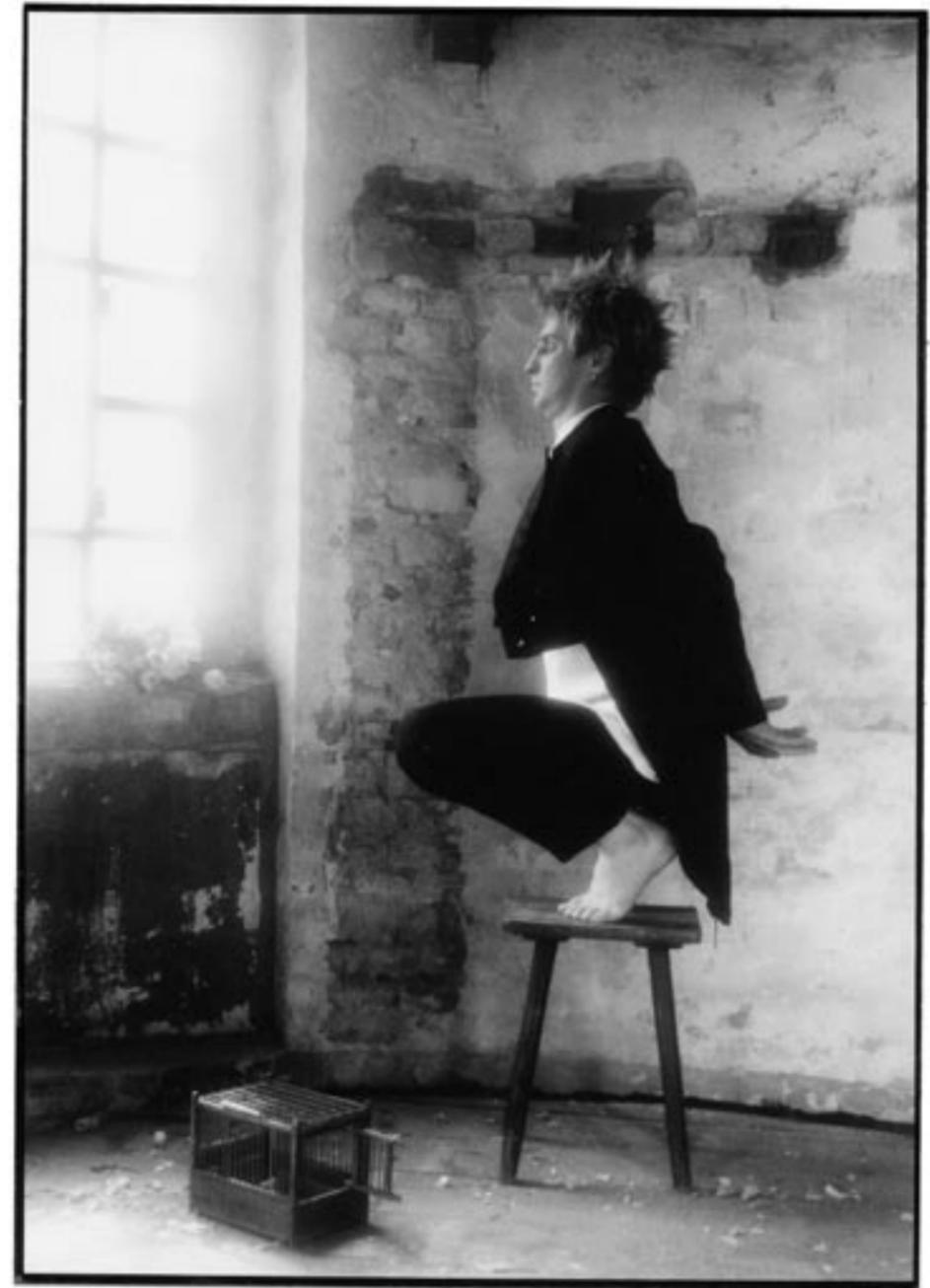
Ich kenne die Antworten. Die Güte Üte sollte endlich aufhören. Ich liebe Erfurt, weil es immer noch recht hat.



Der Stand der Dinge, 1998



vorspiegelung falscher tatsachen, 1998



rara avis in terris, 1998



die tautologie des marionettenmenschen, 1997



the story of phineas gage, 1998

Fotos von Thomas Riechert
Jahrgang 1970, Berlin, Fotograf, Träumer, Zahnarzt
www.fotografie-riechert.de

[ausgangswerte]

exzentrizität, schlankheitsgrad, elastizitätsmodul
 teilsicherheitsbeiwert
 entwurfsmischung
 tragfähigkeit
 zuschlag

[verkehrslast]

vorspannkraft
 veränderliche einwirkung
 schubspannung, druckzonenhöhe, torsionsmoment
 dehnung
 deckung
 trägheitsradius

[abstand]

unfalleinwirkung
 querdehnzahl
 widerstandsmoment
 rissbreite
 bruchzustand

Sven K.

STAHLBETON – WERKSTOFF DES 20. JAHRHUNDERTS: Stahlbeton ist ein in der Natur nicht vorkommender, künstlicher Verbundwerkstoff, der sich aus den beiden Komponenten Beton und Bewehrungsstahl zusammensetzt. Beton besitzt zwar von Haus aus eine große Druckfestigkeit, versagt aber schon bei kleinen Zugspannungen. Wird dem Beton jedoch an den Stellen, an denen zu große Zugspannungen auftreten, Bewehrungsstahl

Wie unheimlich ist Stahlbeton?

Eine ästhetische Studie

Von Kerstin Wölke

Architekten beklagen, daß in Deutschland noch immer nicht jene Unbefangenheit zu spüren ist, mit der in anderen europäischen Ländern mit Stahlbeton umgegangen wird. Demoskopien sehen die Aversion gegenüber Beton in der unwirtlichen, grauen und unmenschlich wirkenden Gestaltung der Hochhausbauten begründet. Darüber hinaus sei es die Unwiederbringlichkeit des Betoniervorgangs die Unverrückbarkeit des Entstandenen, die den deutschen Wiedergutmachungswillen konterkariere. Die höchst emotionale Überschätzung des Materials, das tiefes Gespür für seine Allmacht und Allgegenwärtigkeit, und dagegen das Gefühl der eigenen Kleinheit, verleiht den Gebäuden aus Stahlbeton in den Augen der Menschen etwas sehr Unheimliches. Denken wir an Beton, dann an Betonwüsten. Die neueste Studie des Instituts für praktische Theorie untersucht, wie unheimlich Bauten aus Stahlbeton ihrem Wesen nach sind. Daß der Baustoff pauschal dämonisiert wird, soll nun bald der Vergangenheit angehören, es zeigt sich jedoch, daß das Unheimliche an Stahlbeton nicht von der Hand zu weisen ist.

Das Unheimliche ist als ästhetische Kategorie eine Form des Erhabenen. Das Erhabene ist ein Gefühl der Unerreichbarkeit und Unermeßlichkeit im Angesicht von Größe. Es ist mit Ehrfurcht und Erschrecken verbunden. Mischt sich das Erhabene mit dem Häßlichen, so erhalten wir das Gräßliche und Furchtbare. Wir können aber auch von wohligem Erschauern erfaßt werden, wenn sich das Erhabene mit Schönheit paart. Nur diese Verbindung des Erhabenen mit Schönheit erzeugt den Eindruck des Unheimlichen. Als schön bezeichnen wir etwas, das sich seiner Anlage gemäß frei entfaltet. Wie der Wortbestandteil ›heimlich‹ schon andeutet, bezieht sich das Gefühl des Unheimlichen nur auf die Wirkung von Bauwerken. Bauwerke, die sich ihrer Anlage gemäß frei entfalten, neigen zum Unheimlichen. Dieser Eindruck wird durch alle fünf Sinne

vermittelt und im sensus communis, dem allgemeinen Wohnsinn, gebündelt. Zunächst ein wenig Begriffsgeschichte:

›Heimlich‹ bedeutete im Mittelhochdeutschen sowohl ›zum Haus gehörig‹, ›vertraut‹, als auch ›verborgen‹. Heute wird es nur noch im Sinne von ›verborgen‹, was soviel wie ›im Haus begraben‹ bedeutet, verwendet. ›Unheimlich‹ im heutigen Sprachgebrauch trägt noch die alte Doppelbedeutung in sich: es ist: 1. die Negation von ›vertraut‹, also bedeutet es ›fremd‹, 2. als Negation von ›im Haus begraben‹ ein Synonym für Spuk und Geistererscheinung. ›Zum Haus gehörig‹ bleibt als Konnotation in beiden Fällen bestehen. Der Philosoph Schelling bestimmte das Unheimliche als etwas, das im Verborgenen hätte bleiben sollen und nun hervorgetreten ist, womit die zweite Bedeutung trefflich erfaßt ist. Freud erklärt das Unheimliche als ängstlichen Affekt, der hervorgerufen wird, wenn eine längst überwundene, kindliche Weltanschauung (anscheinend) wieder bestätigt wird. Zum Beispiel der Glaube, daß alles belebt sei (Animismus). Kinder finden die Vorstellung, daß eine Puppe plötzlich leben könnte, nicht grauenerregend, im Gegenteil, oft wünschen sie es sich. Nachdem wir aber gelernt haben, daß es eine klare Trennlinie zwischen Belebtem und Unbelebtem gibt, und wenn nun durch eine Sinnestäuschung oder das Auftreten eines Gespenstes dieses alte Weltbild wieder bestätigt wird, so ist uns das zutiefst unheimlich (hierbei ist ›heim‹ abstrakter im Sinne von ›Welt‹ zu verstehen). Es ist nicht Fremdes, was uns hier schreckt, sondern Altvertrautes. Die intellektuelle Unsicherheit, ob etwas tot oder lebendig sei, erzeugt immer das Gefühl des Unheimlichen bei Bauwerken. Zu behaupten, alle Gebäude aus Stahlbeton seien unheimlich, ist natürlich eine unzulässige Generalisierung, bei Bauwerken im allgemeinen unterscheiden wir vier Subklassen, nämlich: a) die anheimlichen, offensichtlich voll beseelten lebendigen Häuser, b) die scheinheimlichen, die in ihrer äußeren Form

zur Verstärkung eingesetzt, kann dies das Problem bis zu einem gewissen Grade lösen. Als Grundlage für die Entwicklung des Stahlbetons gilt heute die (Neu-)Erfindung des »roman cement« durch den Engländer J. Parker. Tatsächlich gab es bereits bei den Ägyptern etwa 3000 vor unserer Zeitrechnung einen vergleichbaren Baustoff und auch der römische Architekt Vitruv wußte schon um die Eigenschaften einer »Staubart, welche

Das Schiff

Von Horst Bekasinski

lebendig wirkenden, innen von Leere beherrschten, sogenannten Unheime, c) die heimlichen Gebäude die nur als Entwurf existieren und d) die unheimlichen Häuser, von denen sich nicht sagen läßt, ob sie lebendig oder leblos sind.

Das klassische Beispiel für ein unheimliches Gebäude ist das erste Haus, das nicht nur materiell aus Stahlbeton bestand, sondern auch im architektonischen Ausdruck davon bestimmt war, das Mietshaus in der Rue Franklin in Paris von 1903: »Das Betonskelett wird unverhüllt gezeigt. Die Pfeiler ermöglichen eine bewegliche Fassadengestaltung und flexible Wohnungsgrundrisse.«

Nur Stahlbeton kann diese Wirkungen in Reinkultur erzielen, dadurch, daß er eine Freiheit der Form ermöglicht und damit das Potential für eine Lebendigkeit besitzt, die sich in freiem Spiel entfalten kann, wie kein anderer Baustoff. Sieht man die architektonischen Blüten des Stahlbetonbaus, die feinen Schalen, zarten Säulen, runden Außenwände, und Innenräume, die durch sensibel geplanten Lichteinfall auf die glatten Wänden eine lyrische Atmosphäre verbreiten, so ist verständlich, daß der Baustoff als aus dem Reich der Geister stammend, in dem die Naturgesetze aufgehoben sind, verherrlicht wird.

Walter Gropius legte stets Wert darauf, daß seine Häuser anheimlich sind: »Den bewegten lebendigen Raum vermag nur der zu erschaffen, dessen Wissen und Können allen natürlichen Gesetzen der Statik, Mechanik, Optik, Akustik gehorcht und in ihrer gemeinsamen Beherrschung das sichere Mittel findet, die geistige Idee, die er in sich trägt, leibhaftig und lebendig zu machen. Im künstlerischen Raum finden alle Gesetze der realen, der geistigen Welt eine gleichzeitige Lösung.«

Dagegen die Villa Savoie in Poisy: Sie hat einen freien Grundriss, eine freie Fassade, unabhängiges Hausskelett und ist im Inneren mit Schrankkästen ausgestattet und damit von Möbeln befreit. Wirkte sie nicht tot, wäre sie direkt unheimlich. Dadurch, daß sie sich so lebendig entfaltet, im wesentlichen jedoch seelenlos ist, rechnen wir sie zu den scheinheimlichen Bauten. Die Wallfahrtskirche in Neviges von Gottfried Böhm dagegen ist wieder ein Beispiel für ein anheimliches Bauwerk. Es gleicht mehr einer Skulptur als einer funktio-

nalen Einrichtungen. Von fern sieht es aus wie ein Fels, so daß die äußere Form des Hauses dem Geist ein angemessenes Heim bietet.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß nicht alle Bauwerke aus Stahlbeton unheimlich sind, ihrer Natur nach jedoch alle das Potential dazu in sich tragen. Generell spielt bei der Beurteilung, ob ein Gebäude unheimlich sei oder nicht, die geistige Verfassung des Betrachters eine entscheidende Rolle. Vielleicht sind viele Bauwerke auch eher gräßlich. ☒

Es war ein ganz normaler Schultag, als ich morgens den Schulhof der Schule, an der ich Schüler war, betrat. Mein erstaunter Blick fiel auf ein großes weißes Objekt mitten auf dem Schulhof, mit sehr seltsamen Konturen, das von innen zu leuchten schien. Drum herum standen Schüler. War ein Ufo gelandet? So viel, wie davon gesprochen wird, könnte ja wirklich mal eins landen! In dem Alltag einer Schule wäre die Landung eines Ufos wirklich mal eine angenehme Unterbrechung des Alltagstrotts und es bestünde zudem die Chance, daß es zu einer längeren Unterbrechung des Unterrichts kommen könnte. Trotz meiner großen Neugier vermied ich es, meine Schritte zu beschleunigen, schlenderte vielmehr gelassen und lässig zu dem großen weißen Ding.

Als ich näher kam, stellte ich fest, daß das große weiße Ding die Form eines großen, überdimensionierten gefalteten Papierschiffchens hatte; wenn ich auch nicht viel Erfahrung mit Ufos hatte, etwas außergewöhnlich für ein Ufo. Die Form war genau die, die meine Papierschiffchen hatten, von denen ich in den nicht enden wollenden Schulstunden neben Papierfliegern schon viele gebaut hatte. Meine Papierschiffchen schickte ich dann in der Schulpause auf der Gera in die große weite Welt, während ich, weil man mich nicht gehen ließ, dableiben mußte. Das Schiff auf dem Hof, infolge der Größe konnte man ja kaum von Schiffchen sprechen, war allerdings um das Vielfache größer. Wo hatte der Erbauer nur so viel Papier her, daß er so ein Schiff hatte bauen können? Möglicherweise fand Pappmaché Verwendung, aber auch dazu hätte es riesiger Mengen Papier bedurft. Die Proportionen dieses Schiffes schienen im richtigen Verhältnis zu der Größe von Menschen zu stehen. Gerade als ich dies dachte, stieg einer der Schüler über den Bootsrand in das Schiff, vermutlich auch infolge der Abwesenheit von Lehrern!

Das Boot war nicht aus Papier und ebenfalls nicht aus Pappmaché! Nachdem ich es erreicht hatte, stellte ich fest, daß das Material, aus dem das Boot bestand, Stein war, konkret: Beton. Die Form hatte das Boot wohl durch ein Metallkorsett erhalten. Bei dem Boot handelte es sich um ein Boot aus Stahlbeton, einem Material für die Ewigkeit, oder zumindest die halbe Ewigkeit. Die Betonstruktur ließ sich unter der weißen Farbe, die im Sonnenlicht hell strahlte, erkennen und

das Boot fühlte sich auch wie Beton an. Das war kein Papierboot, das war ein Betonboot in der Gestalt eines gefalteten Papierschiffchens und damit vermutlich Kunst. Ein Ufo wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein. Das Boot war wohl dazu da, um die Schüler für das Schulfach Kunst und verwandte Gebiete zu interessieren. Dahinter steckten eindeutig Erwachsene, wenn nicht sogar Lehrer. Das Boot auf dem Schulhof ließ sich jetzt jedenfalls einordnen. Na ja, ausnahmsweise mal ein ganz netter Gedanke (offensichtlich aber geklaut!).

Das Boot war in den Pausen dieses Schultages die Attraktion. Auf dem ansonsten eher aufgeräumten Schulhof strahlte es eine starke Anziehungskraft aus und wurde damit ein beliebter Treffpunkt. Das Interesse hielt auch am nächsten Tag noch an, an dem aber das passierte, was an sich vorauszusehen gewesen war. Fünfhundert Schüler, da konnte es nicht lange dauern, bis die weißen Flächen des Bootes als Einladung für Einfallsreichtum und Fantasie betrachtete werden mußten. Es fanden sich schnell vereinzelte Sprüche und diverse Zeichnungen auf dem Boot. Was würde hierauf passieren? Mein Studium der Flugbahnen von Stubenfliegen wurde durch neue Ereignisse auf dem Schulhof unterbrochen! Von dem Sitzplatz in meinem Klassenzimmer hatte ich einen guten Blick auf das Boot und infolge der Beschriftung des Bootes versammelte sich dort eine Schar von Lehrern nebst Hausmeister, die immer wieder die Köpfe schüttelten und das Boot das ein um das andere mal umrundeten, sowie besonderes Interesse an den Texten zeigten. Vermutlich wollte man aus den Schriftzügen auf die Verfasser schließen. Obwohl ich die Dialoge infolge der Entfernung nicht verstand, konnte ich sie mir leicht ausmalen:

»Das kann nur der Friedrich aus der Achten gewesen sein, dessen Schrift, wenn man sie denn so bezeichnen will, kenne ich.« – »Hat nicht der Heribert aus der Elften ein T-Shirt mit diesem Spruch?« – »Diese Kunstbanausen!« ... usw.

Zunächst geschah seitens der Lehrer allerdings weiterhin erst einmal nichts. Auch von Seiten der Schüler wurde abgewartet. Nachdem drei Tage verstrichen waren, in denen fortgesetzt absolut nichts geschah, war das Boot freigegeben für alle. Das heißt, innerhalb von zwei Tagen waren alle Flächen des Bootes beschriftet oder bemalt.

von Natur aus wunderbare Dinge vollbringt. Sie kommt in der Nähe von Bajä und in dem Gebiet der Städte, welche um den Vesuv herumliegen, vor; sie verleiht in Verbindung mit Kalk und Bruchstein nicht nur den sonstigen Gebäuden Haltbarkeit, sondern, wenn man Dämme im Meer damit baut, so erhalten diese unter dem Wasser hohe Festigkeit.« Ein weiterer wichtiger Schritt war dann die Entwicklung des Portland-Cements.

Dabei brannte der englische Maurer Joseph Aspdin auf der südenglischen Halbinsel Portland eine Mischung aus Ton und Kalk zu Zement. Doch erst die Entdeckungen eines französischen Gärtners und eines Bauern brachten den Durchbruch und führten zu einem völlig neuen Material. So experimentierte im Jahre 1849 der französische Gärtner Joseph Monier, indem er bei der Herstellung von Blumenkübeln und Gartengeländern

Es fanden sich beispielsweise folgende sinnreiche Sprüche auf dem Boot:

- Das höchste Glück der Pferde ist der Reiter auf der Erde.
- Der Klügere gibt so lange nach, bis er der Dumme ist.
- Besser heimlich schlau als unheimlich blöd.
- Armut ist keine Schande aber große Scheiße.
- Woher soll ich wissen, was ich denke, bevor ich gehört habe, was ich sage.
- Wer zuletzt lacht, hat es nicht eher begriffen. Usw.

Nachdem das Boot vollständig beschriftet und bemalt war, wäre es doch an sich logisch gewesen, ein neues aufzustellen. Ich verweise auf den Schub von Kreativität, den es ausgelöst hatte. Aber nein, von einem auf den anderen Tag war das Boot weg. Ja, einfach weg! Das war zweifellos kein Schülerstreich, wo soll denn der normale Schüler einen Tieflader herbekommen (siehe Stahlbeton), das war die Rache der Lehrer! Die Reaktion der Schüler oder vielmehr eines Schülers war die, einen Spruch auf eine Wand der Schule zu sprayen: »Das Verschwinden ganzer Planeten ist immer ein schlechtes Zeichen.«

Einige Jahre vergingen und ich studierte nunmehr Kunstpädagogik (u.a.). Als angehender Kunstpädagoge besuchte ich irgendwann zwecks Studien ein angesehenes Museum für Moderne Kunst in einer deutschen Großstadt. Ich betrat einen Ausstellungssaal und mitten in diesem stand es, dort stand das Boot. Und zwar nicht in der Farbe Weiß, sondern im »Original« mit den Schriftzügen und Zeichnungen der Schüler meiner ehemaligen Schule. Es sah beschriftet und bemalt phantastisch aus, wie ein aus einer Tageszeitung gefaltetes Papierschiffchen, nur halt etwas größer. Und wieder stand eine Gruppe von Schülern davor und las all die Texte, bestaunte die Zeichnungen und hatte dabei offenbar großen Spaß.

Ich wartete, bis die Klasse den Ausstellungssaal wieder verlassen hatte, und ging dann gelassen und lässig, wie es halt meine Art ist, näher und fand meine Texte wieder, immer noch sehr kluge Bemerkungen, sauber und gut lesbar. Allerdings hatte ich vormals aus nachvollziehbaren Grün-

den keinen Namen dazugeschrieben, was mich jetzt etwas reute. Mit der Schulklasse hatte auch die Museumsaufsicht den Saal verlassen, vermutlich der Klasse folgend. Ein Student der Kunstpädagogik hat natürlich immer einen Zeichenstift dabei. Ich setzte also meine Initialen als Signatur unter meine Texte auf dem Boot, was sich allerdings als kein sehr guter Gedanke herausstellte. Der Museumsdirektor holte nämlich kurz darauf das nach, was die Lehrer der Schule versäumt hatten (nicht aus Einsicht sondern vermutlich nur aus Unkenntnis der Autoren und Zeichner). Ich rief derweil den Gott der Kunst, namentlich den Gott Appollon, zur Unterstützung an, der mich auch erhörte und mir half, da er zufällig im Haus war, aus der Geschichte wieder ohne Schaden herauszukommen. Ich hatte doch nur eigene Texte signiert, wofür Appollon Verständnis zeigte!

In meinem Lebenslauf steht seither, daß eine von mir gestaltete Skulptur aus Stahlbeton im besagten Museum für Moderne Kunst ausgestellt ist! ☒

Beton mit einem Stahlgeflecht verband. Das »Moniereisen« war erfunden, und obendrein sparte Monier dabei Zement und erhielt wesentlich leichtere Kübel. 1855 präsentierte der Bauer Joseph Louis Lambot auf der Pariser Weltausstellung ein Boot aus eisenverstärktem Zementmörtel. Das elastische Eisen verlieh dem spröden Beton die oben beschriebenen Eigenschaften. Nahezu parallel dazu führte der amerikanische Rechts-

Beton und Zeit

Vier starke Hände
(jeweils zwei)
im Tagebau »Zur Träumerei«
tagein, tagaus.

Acht starke Hände
(jeweils zwei)
in der Eisengießerei
von früh bis spät.

Zwölf starke Hände
(jeweils zwei)
in der Zementbrennerei
im Schichtbetrieb.

Zehntausend Hände
sind dabei
bau'n im Auftrag der Partei
die neue Zeit.

Ernst Molke

anwalt Thadeus Hyatt seit 1855 Versuche über die Verwendung von Stahleinlagen in Beton durch. 1877 veröffentlichte er seine Schrift »Versuche mit Beton und Eisen«. In dieser beschreibt er erstmals klar die Verbundwirkung zwischen Beton und Bewehrung. 1902 entsteht in den USA das erste Eisenbetonhochhaus der Welt, das 16-stöckige Ingalls Building in Cincinnati. Im Jahr 1904 bringen der »Deutsche Beton-Verein« und der

Barbara

Von Till Bender

Seit ich als Junge einen Film mit Lauren Bacall sah, bin ich fasziniert von Augenbrauen. Ich habe die Vermutung, daß die Frage, ob ich das Gesicht einer Frau anziehend finde oder nicht, in erster Linie davon abhängt, ob mir ihre Augenbrauen gefallen.

Und viele Frauen, die Lauren Bacall gar nicht unbedingt ähnlich sehen müssen, haben atemberaubende Augenbrauen. Über eine von ihnen wußte ich bis vor kurzem so gut wie nichts, nur daß sie Barbara heißt, Architektur studiert und regelmäßig in die Sauna geht. Das mit der Sauna weiß ich, weil wir zufällig immer am selben Wochentag, zur selben Stunde dieselbe Sauna besuchen; das mit der Architektur und ihren Namen weiß ich, weil sie dort immer mit einer Freundin plaudert. Ich selbst neige in der Sauna nicht zum Plaudern, mit Barbara habe ich in all den Monaten vielleicht zehn Sätze gesprochen.

Aber wir begrüßen uns immer freundlich, ein »Hallo, wie geht's?«, ein Lächeln, wenn wir uns sehen, wohl weniger, weil wir uns so freuen, einander zu sehen, sondern eher, weil wir irgendwie beide zu einem festen Bestandteil desselben erfreulichen wöchentlichen Rituals geworden sind. Schön, für mich kommt noch die Sache mit ihren Augenbrauen dazu. Und die von Barbara sind denen Lauren Bacalls nicht so ganz unähnlich ...

Vor ein paar Wochen war dann Barbaras Stammplatz plötzlich leer. Auch ihre Freundin, Kathrin heißt sie, war nicht da. Das fand ich unter anderem deswegen ausgesprochen blöd, weil ich eigentlich vorgehabt hatte, sie just an dem Tag zu fragen, ob sie als Architekturstudentin nicht irgendeine Idee hätte, worüber ich für das aktuelle hEFt schreiben könnte.

Auch in den zwei darauf folgenden Wochen tauchten die beiden nicht auf, der Redaktionsschluß rückte immer näher, und mir wollte partout nichts einfallen.

Um so mehr freute ich mich, als letzte Woche Barbara und Kathrin wieder da waren. Wenn ich im Nachhinein darüber

nachdenke, kann es sogar sein, daß Barbara mir etwas nervös und angespannt vorkam – wenn man immer auf Augenbrauen achtet, merkt man so was. Aber ich schenkte diesem Eindruck keine Beachtung, freute mich zu sehr, sie zu sehen und jetzt doch noch rechtzeitig mein Anliegen loszuwerden. Als sie sich gesetzt hatten und richtig angekommen waren, sagte ich zu Barbara den folgenschweren Satz: »Sag mal, du kennst dich da doch aus – erzähl mir doch mal was über Stahlbeton.«

Mit dem Effekt hatte ich nicht gerechnet: Die ganze Sauna erstarrte, die Temperatur fiel um fünf Grad, Barbara sprang auf und verließ fluchtartig den Raum und ihre Freundin sah mich an, als hätte ich gesagt: »Meine glücklichsten Träume sind die, in denen ich deine Katze verbrenne«, bevor sie mit einem tief empfundenen »du Arsch!« Barbara folgte.

Damit hatte sich denn auch meine Sauna-Laune vorläufig erledigt. Ich ging als dritter, als einer, der soeben einen kleinen, unerwarteten Schubs über den Rand der Welt ins Kreuz gekriegt hat.

Am Ausgang begegnete ich noch mal Kathrin. Obwohl sie immer noch sehr aufgebracht schien, riskierte ich es, sie anzusprechen: »Was ist denn da eben schiefgelaufen?«

»Laß mich bloß in Ruhe!« kam zurück statt einer Antwort.

Was ich daraufhin sagte, weiß ich heute nicht mehr genau, aber ich sagte es wohl mit der häufig unterschätzten Wucht authentischer, unkalkulierter Entrüstung – mit dem Erfolg, daß die zornige Frau inne hielt, mich durch halb geschlossene Augen zweifelnd ansah und schließlich fragte, ein bißchen weniger glühend: »Im Ernst – du hast gar keine Ahnung, oder?«

Mir muß anzusehen gewesen sein, daß ich im Ernst gar keine Ahnung hatte, denn jetzt knipste sie endlich das Licht an: »Barbara hat sich neulich ziemlich die Brüste vergrößern lassen und war dann ein paar Wochen nicht hier, weil sie Schiß hatte, irgendein Idiot könnte eine dumme Bemerkung drüber machen.«

Tja. Aha. Hatte ich gar nicht drauf geachtet. Ich muß gestehen, daß ich zuerst daran dachte, was für Sprüche ich mir würde anhören müssen, wenn das gewisse Komiker in meinem Bekanntenkreis erführen: »Das kann auch wieder nur dir passieren, daß du in der Sauna Ärger kriegst, weil du den Frauen nicht genug auf die Brüste guckst.« Ha-ha-ha.

Aber ich war doch froh über eine heraufdämmernde Aufklärung dieses kleinen mittleren Debakels. Ich fragte Barbaras Freundin, ob ich ihr bei einem Kaffee meinen Part des Mißverständnisses darlegen dürfe. Mir kam der Umstand zu Hilfe, daß sie ihren Schlüssel für den Tag einem Besucher geliehen hatte, ihre Mitbewohnerin erst in einer Stunde wieder zu Hause sein und sie also sowieso bis dahin nicht in ihre Wohnung kommen würde.

Wir setzten uns ins Café und ich erzählte ihr von Lauren Bacall, von meinem Faible für Augenbrauen und vom Stahlbeton-Heft, wodurch es mir gelang, etwas nachzuweisen, was früher mal »lautere Absichten« genannt wurde.

Kathrin fand das amüsant und revanchierte sich für meine Freimütigkeit mit einer ganzen Menge relativ privater Details über Barbara, die mich, wie ich fand, eigentlich gar nichts angingen, aber ich hatte das deutliche Gefühl, an dem Abend schon zuviel Wind gemacht zu haben, um jetzt schon wieder zu protestieren.

Ich will hier lediglich die Kerninformation wiedergeben, die ich von Kathrin erfuhr: Barbara hat sich die Brüste »machen« lassen, weil ihr Freund auf große Oberweiten steht. Das habe Barbara mehrmals genauso gesagt. Ausdrücklich.

Dieser Satz verhakte sich bei mir. Und er gefiel mir nicht. Ich hätte noch nicht formulieren können, was mich störte, und merkte mir dieses diffuse Unbehagen für später.

Kathrin mußte dann allmählich los. Ich fragte sie, ob sie mir, damit ich auch Barbara die Hintergründe auseinandersetzen könnte, vielleicht Barbaras Adresse oder Telefonnummer geben würde. Kathrin fand das keine gute Idee – aus

Gründen der Diskretion. In diesem speziellen Fall erschien mir das ebenso witzig wie natürlich. Die Lösung des Problems lag nah: Barbara hatte das Haus so überstürzt verlassen, daß sie dabei ihre Uni-Tasche zurückließ. Kathrin hatte sie an der Kasse abgegeben und war sich sicher, daß Barbara sie spätestens morgen dort abholen würde, und ich könnte doch eine kurze Notiz für sie hinterlassen. Gute Idee, mach ich, dann bis bald, weg war sie.

Ich bestellte mir noch einen Kaffee, holte mein Unbehagen wieder hervor und verwandelte einen dünn bedruckten Flyer in Post: Unbehagen bereitete mir nicht die Tatsache, daß sie einen Freund hatte. Auch nicht, daß Barbara neuerdings Beutel in den Brüsten trug (mag ich zwar nicht, ist aber nicht das eigentliche Problem). Es geht um den Punkt, daß Barbara glaubt (Kathrin hat es mehrfach betont, und wenn jemand etwas mehrfach betont, gehe ich davon aus, daß er meint, was er sagt) – daß sie sich dieser Operation unterzog, WEIL ihr Freund auf große Oberweiten steht. Das geht nicht. Weil ein Mann auf Koteletten steht, läßt er sich welche wachsen. Okay. Weil ein Mann auf Wild West steht, kauft er sich Hut und Stiefel, schneidert sich eine Hirschlederkluft und verbringt die Wochenenden in der Rhön. Wunderbar. Weil ein Mann auf große Brüste steht, läßt seine Freundin sich welche machen? Das geht einfach nicht.

Ich habe mir mal ein Stelle aus Grimms Wörterbuch gemerkt, die ich jetzt gut gebrauchen konnte. Sie handelt davon, wie aus dem Wort »weil«, das ursprünglich soviel wie »während« hieß, eine begründende Konjunktion wurde. Es handelt sich um eine denkbar übersichtliche Beispielreihe:

1. ‚der meister verliesz eine weile die werkstatt. die weile arbeitete der gesell lässiger.‘
2. ‚die weile, die der meister die werkstatt verliesz, arbeitete der gesell lässiger.‘
3. ‚weil der meister die werkstatt verliesz, arbeitete der gesell lässiger.‘

»Verband Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine« zusammen die »Vorläufigen Leitsätze für die Vorbereitung, Ausführung und Prüfung von Eisenbetonbauten« heraus, was erheblich zur Verwendung des Stahlbetons im Hochbau beiträgt. Um das Jahr 1929 werden die ersten Stahlbetonstraßen mit Bewehrung aus Betonstahlgewebe gebaut. Der Begriff Stahlbeton wurde in den 1930er Jahren geprägt, da alles schmiedbare

Eisen den Begriff Stahl erhielt. Aufgrund seiner Eigenschaften avancierte der Stahlbeton zum universellen Werkstoff im 20. Jahrhundert. Heute werden in der BRD über 100 Millionen Kubikmeter Beton und etwa 6 Millionen Tonnen Betonstahl, was ca. 12% der gesamten Stahlproduktion entspricht, verbaut. Als wichtige Gebäude aus Stahlbeton in Vergangenheit und Gegenwart gelten heute (weltweit): Führerbunker, Berliner Mau-



Neuschnee

Von Lena Hammerschmidt

So, das heißt doch wohl nichts weniger, als daß viele Ereignisse in einem in erster Linie zeitlichen Zusammenhang stehen, aber nicht notwendigerweise eins aus dem anderen hervorgehen muß. Barbaras Freund steht auf große Oberweiten. Barbara hat sich die Brüste machen lassen. Das steht in Wahrheit nebeneinander, nicht hintereinander. Der einzige akzeptable Grund für ihre Oberweiterung ist der, daß sie sich dafür entschieden hat!

Die Neigungen eines Freundes sind nicht mehr als eine unter vielen Facetten der Welt, die eine Barbara im Zusammenhang mit allen Überlegungen über das, was sie tut und läßt, kennt und berücksichtigen kann. Und was sie dann tut, ist ihre Entscheidung. Nichts sonst.

Warum sitze ich in dem Café und schreibe Barbara diesen Brief?

Weil ich am selben Tag wie Barbara saunen gehe.

Weil ich als Kind einen Film mit Lauren Bacall gesehen habe.

Weil ich eine Schwäche für weibliche Augenbrauen habe.

Weil ich so wenig über Stahlbeton weiß.

Weil Barbara sich die Brüste hat machen lassen.

Weil ihr Freund auf große Oberweiten steht.

Weil ich mich für den Brief entschieden habe.

Solche Sachen habe ich aufgeschrieben und an der Kasse zu ihrer Tasche legen lassen.

In den folgenden Tagen habe ich mich mehrfach gefragt, ob das alles vielleicht völlig unangemessen war. Und dann kam Post für mich. Ein brauner Umschlag. Absender: StaBeBar GmbH.

Darin offenbar eine DVD-Box. Ich öffnete den Brief nach einigem Zögern, fürchtete, etwas auszuwickeln, das »Silikon-Melonen XXXL, nur für Erwachsene« oder so ähnlich heißen könnte.

Es war tatsächlich eine DVD.

Nicht nur für Erwachsene. »Gangster in Key Largo«.

Ich habe mich sehr darüber gefreut. Den hatte ich noch nicht.

Es hat geschneit, doch das kann man nur ahnen, denn was auf den Dächern und Bürgersteigen liegt, das hat mit Schnee nicht viel gemeinsam.

Als sie mit Robert bei seiner Oma war, in dem kleinen Dorf in der Hohen Tatra, hat sie das erste Mal richtig weißen Schnee gesehen. Sie liefen über die verwehten Hügel und sie hat Robert erklärt, daß sie jetzt in einer gigantischen Zuckerlandschaft seien und die Spitze des Zuckerberges finden müßten. Er hat gleich genickt.

Hier ist der Schnee gelb oder grau. Oder braun, wenn ein Hund da war. Sie hat ihren Blick an die Schuhe geheftet, die kleine Dreckschneehaufen zertreten. Der Dreckschnee liegt auf Bürgersteigen, die zu Straßen gehören, in einer Stadt, die nicht mehr ihre ist. Seit Robert weg ist, hat diese Stadt sich von ihr abgewandt. Heute, jetzt durch die Straßen zu laufen, fühlt sich an, als träfe sie eine Bekannte, die sie schon lange nicht gesehen hat. Eine, die nicht einmal mehr grüßen kann, weil sie nicht an etwas erinnert werden möchte, was ihr unangenehm ist. Eine, die schnell auf den Boden schaut, bloß nicht in die Augen. Eine, die hastig vorbeigeht und erleichtert ist, wenn sie nicht angesprochen wurde. So ist diese Stadt zu ihr. Auch von außen ist sie häßlich geworden. Sie besteht nur noch aus Gerüsten und Bratwürsten.

Ein Typ auf einer Party, da hatte sie Robert noch gar nicht gekannt, der hat ihr mal erzählt, sein Onkel hätte ein tolles Gerät erfunden: Eine Gasflasche auf dem Rücken, ein Dach über dem Kopf, ein Grill vor dem Bauch. Er hat ihr das Prinzip erklärt und sie hat es eine ganz hervorragende Idee genannt. Nun stehen diese armen Typen mit den Bratwurstbauchläden hier, alle paar Meter einer, und braten und schwitzen dabei und sehen lächerlich aus. »Eine ganz hervorragende Idee«, hatte sie gesagt. Sie hätte seinen Onkel einen perversen Wichser nennen sollen, doch sie wollte sich von dem Bratwurstneffen abschleppen lassen. Endlich eine flüchtige Affäre, endlich mit jemandem schlafen und dann sagen, daß man es sich hätte sparen können und überhaupt all die unbedeutenden Geschichten leid sei.

Der Wind schleicht um ihre Ohren und sie möchte ihm so

gerne all das Robert hinterher schmeißen. Der Wind hatte Robert in ihr Leben gebracht. Sie saß an der Ostsee, allein an einem kalten Strand auf ihrer Regenjacke, nur das Meer und die eigenen, wehenden Haare im Blick. Die Wellen waren so laut, daß sie ihn nicht kommen hörte und plötzlich stand er vor ihr und sagte »Hallo«, so als wären sie verabredet gewesen. Und schon wieder schiebt sich sein Gesicht, drückt sich seine Stimme in ihre Gedanken. Sie will nicht an ihn denken. An nichts denken. Sie muß sich konzentrieren, dann klappt es. Nichtsdenken ist anstrengend. Doch wenn da eine Ahnung ist, der flüchtige Hauch eines Gedankens, dann kann sie ihn nicht fassen. Wie die Figuren eines Spielautomaten zeigt er sich kurz, versenkt sich aber wieder ganz schnell in sein Loch, genau in dem Moment, in dem sie mit dem Hammer drauf hauen will, um Punkte zu machen.

Als sie am großen Steintor vorbeikommt und ihr ein Schwarzer auf einer Parkbank etwas zumurmelt, das ein Kompliment sein kann, da hat sie nur einen bösen Blick für ihn übrig und denkt: Halt die Klappe!, und das Wort dazu, daß sich nicht denken, schon gar nicht sagen läßt und es fühlt sich gut an so böse zu sein, so richtig böse. Anderen weh zu tun, hilft gegen Schmerz.

Vorhin bei der Mutter gab es ihr Lieblingsessen, Grießbrei mit Zucker und Zimt, und sie hat einfach gegessen, ohne etwas zu schmecken, und sie hat nicht geantwortet, als die Mutter fragte, was nun aus der Wohnung werden solle. Alleine könne sie die doch nicht behalten. Sie hat die Mutter nicht einmal angesehen. Sie sind dann ins Wohnzimmer gegangen. Sie hätte gerne geraucht, doch bei Mutter wird nicht geraucht. Mutter hat das alte Fotoalbum aus dem untersten Schubfach der Schrankwand geholt und wollte ihr das Bild von Klaus zeigen, mit dem sie doch damals immer so gespielt hatte, im Garten, stundenlang. Als sie sich bückte, da sah sie so ungelenk aus. Es hätte sie gerührt, vorher, aber nicht jetzt, deshalb sagte sie nur: »Bist wieder dicker geworden, oder?«

»Aber Anna ...«, hat die Mutter gestöhnt, war ganz leise geworden und an ihrem Blick verstummt. Dann waren da wieder die Rücksicht und das Mitleid in den Augen der Mutter.

Dabei konnte sie Robert nicht leiden. Er sei so still, so anders, so abwesend. Mit dem stimmt was nicht, das hatte sie ja gleich gesagt. Die Mutter saß dick und warm neben ihr, blättert. Da war es dann, der Klaus und sie im Garten, zu zweit auf der Schaukel. Zahnückezeigend. »Seine Mutter hat erzählt, er wäre jetzt in Belgien, er macht den Einkauf für eine ganz große Firma, Flugzeugteile, glaub' ich, ja Flugzeugteile. Flugzeugteile.«

»Und hat sie dir auch erzählt, daß er mal an mir rumgefummelt hat, als wir zusammen gespielt haben, und es eine Mutprobe genannt hat?« Sie schleuderte der Mutter, der ungelassen, die Worte entgegen. Sie sagte ihr nicht, daß auch sie an Klaus rumgefummelt hatte, daß es harmlos gewesen war. Sie hätte alles gesagt, um die Mutter zum Schweigen zu bringen. Sie sprach es nicht aus, doch das »Aber ...«, das konnte Anna auch so in ihren Augen lesen. Ohne ein weiteres Wort, eine Geste, ohne irgendetwas ging sie in den Flur, zog Mantel und Schuhe an und rannte die Treppen hinunter. Sie zündete sich eine Zigarette an und lief einfach weiter, als hätte sie schon am Morgen, auf dem Weg zur Mutter, gewußt, daß der Tag sie auf diesen Weg bringen würde. Als sie die Brücke überquert hatte, konnte sie von weitem den Turm sehen, und sie war nicht erschrocken über den Gedanken, daß sie nun genau dorthin, dort hoch mußte. Fünfzehn Tage ist er jetzt weg.

Sie hatte nie einen Zweifel gehabt, solange er bei ihr war. In dem Moment, als er sich neben sie hin den Sand gesetzt hatte und einfach sitzen blieb, wußte sie, daß sie ihm vertrauen konnte. Manchmal blieb er drei, vier Tage lang weg, einmal eine ganze Woche. Dann kam er wieder, übermüdet und ohne zu erklären, wo er gewesen war. Er legt sich ins Bett, zog die Beine an und schlief. Sie fragte nicht. Als Mareike davon hörte, setzte sie ein besorgtes Freundinnengesicht auf. Anna schüttelte nur ruhig den Kopf und Mareike kam gar nicht dazu, ihr zu erklären, daß Robert eine Affäre haben müsse, sondern zog nur die Augenbrauen hoch.

Das Leben geht weiter, Anna. Das Leben geht weiter.

Sie hat die Fußgängerzone hinter sich gelassen und geht durch den Hinterhof der Bäckerei, es duftet wie bei Roberts

Oma in der Hohen Tatra. Sie durchquert Matschschneeseen. Links und rechts ist niemand mehr. Der ockerfarbene Turm steht am Ende der Gasse, struppige Sträucher und verblaßte Graffiti, mehr ist da nicht. Sie steigt die Steinstufen nach oben, »Leben heißt Kaufen« hat jemand an die Steine geschmiert, ein alter Kaugummi klebt daneben. Kippen liegen neben zertretenen Taschentüchern.

Oft, wenn Robert so lange unterwegs gewesen war und dann schlief, legte sie sich zu ihm, betrachtete sein Gesicht, die Barthaare, die Wimpern und streichelte seinen Arm, bis er aufwachte. Dann machten sie Liebe, ganz warm und langsam und still. Danach lagen sie nebeneinander, manchmal den ganzen Tag und spielten das Fleckenspiel. Die Wasserflecken an der Decke begannen zu leben, Robert gab ihnen Stimmen und ließ die Flecken miteinander reden, sie sprachen über ihre Kinder und den alten runzligen Opafleck, über Liebeskummer und Urlaube in der hinteren Ecke des Zimmers. Am Tag bevor er ging, lagen sie auch so beieinander und als sie gerade einen besonders schönen Fleck betrachteten, fragte sie Robert, ob er glaube, daß es auf der Welt zwei Menschen gäbe, die genau jetzt genau dasselbe machen würden wie sie beide.

Fast ist sie ganz oben angekommen. Vielleicht hätte sie sich von ihrer Mutter verabschieden sollen. Durch den Türbogen sieht sie den Himmel schon, der Wind kriecht eisig ihre Waden hoch. Langsam, weil es anstrengt, geht sie zu der Mauer aus gelben Backsteinen, die ihr bis ans Knie reicht. Unten laufen kleine Punkte durch Dreckschnee. Autos schieben sich durch die Punkte, Bratwurstklotze mittendrin. Robert. Ihr wird schlecht, es fühlt sich an, als ob ihr jemand durch die offene Bauchdecke greift. Vorsichtig steigt sie auf die Mauer, bleibt in der Hocke. Ihre Füße verankern sich im Backstein und sie wiegt sich leicht vor und zurück. Achtet auf ihren Atem, hört ihren Herzschlag.

Robert liegt neben ihr in den Kissen und lacht. Sein Gesicht ist zerkrautscht und er sagt: »Die Menschen wären ja dumm, wenn sie jetzt, in genau dem Augenblick nicht das gleiche machen würden wie wir.« Er lächelt, dann küßt er sie.

Vor ihr steht der Himmel wie eine Wand, in derselben

Farbe wie der Dreckschnee. Sie schaut auf ihre Schuhspitze und schiebt sie langsam ein paar Zentimeter über den Backsteinrand, wieder zurück, wieder vor. Dann schließt sie die Augen und legt ihren Kopf auf die Knie, zieht die Schultern an. In ihrem Schoß flutet der warme Atem eine wohlige Höhle. Die Finger spürt sie kaum noch. Sie legt die eisigen Hände an die Ohren und drückt so fest sie kann gegen ihren Kopf, so fest, bis von der Stadt nur ein Rauschen geblieben ist. Ihre Augenlider zugepreßt, der Kiefer starr wie Beton. Robert mit Mütze und Schal. Auf einem Schlitten. Robert, ein Feuer machend. Im Wald. Die Mutter. Klaus. Belgien. Das Zimmer. Der Opafleck. Du hast meinen Geburtstag vergessen. Du hast meinen Geburtstag vergessen! Das Bett. Robert. Robert. Der Wind. Das Meer. Robert. Sein Mund. Ich will dir nicht wehtun. Haar. Ein Grübchen. Laß mich in Ruhe. Ein Kuß. Heiraten? Seine Hand. Der Turm. Robert wird immer komischer. Der Turm. Arme Anna, arme Anna. Robert. Eine Welle. Ein Rauschen. Der Turm. Robert fliegt. Der Sand knirscht. Robert fliegt.

Ihr Kopf knackt wie ein Stück Holz im Schraubstock. Ein leises Wimmern, ein erbärmliches Geräusch kommt von ihren Lippen. Ein Quietschen, ein Sirren. Kurz bevor der Kopf zerspringen kann, atmet sie aus und die Finger lassen ab und der Lärm der Stadt gräbt sich durch die Ohren. Beim Schlucken schmerzt ihr Hals. Sie steigt von der Mauer und setzt sich erschöpft auf den Boden, der schneenaß ist. Eine Weile sitzt sie so, ganz ruhig. Sie hört der Stadt zu und stellt sich vor, wie die Menschen durch die Straßen laufen, langsam, in Eile. Vielleicht mit ersten Weihnachtseinkäufen. »Leben heißt kaufen«, kommt ihr in den Sinn. Leben kann man nicht in einem Satz mit drei Wörtern erklären. Diesmal war der Gedanke langsamer als sie. Sie sitzt, bis ihr ganz kalt wird und die Nässe durch den Stoff kriecht. Robert ist immer noch da. Er wird da bleiben. Robert, Fleckenspiele, Zuckerberge, Ostseewellen. Das warme Gefühl, das immer jemand da sein würde, der sie auffängt, wenn sie fällt. Niemand hat Robert auffangen können, denn niemand wußte, daß er sprang. Sie hat keine Antwort, sie hat keine Kraft mehr, um zu fragen. Es ist nicht gut, es wird nicht mehr gut. Noch nicht. Die Beine fühlen sich zerbrechlich an, doch sie steht aufrecht, hebt den Kopf nach oben

und wünscht sich, daß der Himmel weißen feinen Schnee auf die Stadt schneien wird. Sie wird nach Hause gehen. Sie wird Roberts Dinge einpacken, heute. Sie wird mit den Platten anfangen. Sie dreht sich um, sieht die Stufen, die nach unten führen, und nimmt sich vor, die Stadt auf dem Rückweg zu grüßen, egal wie sehr sie versuchen wird, sich wegzudrehen. ☒



Herbenknief

Von Franziska Wilhelm

An dem Tag, an dem ich Jost kennenlernte, hatte ich meinen Flug nach Lissabon verpaßt. Die ganze Nacht hindurch war ich immer wieder aufgewacht, hatte das Licht angeknipst und auf mein Ticket geschaut, um mich der genauen Abflugzeit zu vergewissern. Dann war ich zum falschen Flughafen gefahren. Schönefeld. Als ich endlich in Tegel ankam, war der Check-in längst geschlossen. Ich fragte die Stewardess des benachbarten Schalters, aber es hatte auch keinen Zweck mehr, zum richtigen Gate zu rennen. Unschlüssig blieb ich stehen, schaute auf mein Ticket, auf die leere Anzeigetafel und wieder auf mein Ticket, dann drehte ich mich um und ging nach draußen zur Haltestelle. Ich brauchte nicht lange auf den Bus zu warten. Als er kam, setzte ich mich in eine der hinteren Reihen, lehnte meinen Kopf gegen das Fenster und schloß die Augen. Der Fahrer fuhr los und ich spürte das Vibrieren der Scheibe an meiner Wange. Irgendwo über mir war jetzt mein Flugzeug.

Am Zoo stieg ich in die S-Bahn um. Es war dieselbe S-Bahn, in der Jost saß, aber ich bemerkte ihn nicht. Ich schaute auf meinen Koffer. Ein Stück T-Shirt hing wie eine weiße Zunge links unten aus seinem Maul. Ein paar Mal versuchte ich, das Hemd wieder zurück zu stopfen, aber es ging nicht. Ich sah nach draußen. Beim nächsten Halt mußte ich aussteigen. Es macht keinen Sinn mehr, den Koffer jetzt noch zu öffnen, sagte ich zu mir selbst. Dann schloß ich ihn doch auf. Als der Wagen anhielt, fielen ein paar meiner Socken auf den Abteiboden. Hastig suchte ich sie zwischen den aussteigenden Passagieren zusammen, klappte den Koffer wieder zu und zog ihn nach draußen. Ich vermied es, nach links und rechts zu sehen. Ich wollte nicht wissen, was um mich herum passierte. Eigentlich sollte ich doch gar nicht hier sein.

Erst kurz bevor ich in meine Straße einbog, bemerkte ich Jost. Er lief dicht hinter mir. Ich ging ein wenig schneller, er folgte meinem Tempo. Dann kamen wir zu meinem Hauseingang. Ich bog ein, er kam mir nach. Mit einem kurzen, tiefen Zug preßte ich Luft in meinen Brustkorb, dann fuhr ich mit einem Ruck herum: »Warum läufst du mir die ganze Zeit hinterher?«

Jost schaute nach unten. Sein Kopf mit dem flaumigen, hellblonden Haar wackelte leicht hin und her. Ich schien ihn erschreckt zu haben. Jost zeigte vorsichtig auf den Saum seines hellgrauen Trenchcoats. Der Stoff hatte sich in meinem Rollkoffer verklemmt.

»Das ist beim Aussteigen passiert«, sagte er, und sein Kopf wackelte dabei noch ein wenig stärker.

Auf eine seltsame Weise rührte er mich. Ich öffnete den Kofferverschluß und lud ihn auf einen Kaffee zu mir in die Wohnung ein. Jost sagte mir am Küchentisch, daß er hier in der Stadt zu ein paar Vorstellungsgesprächen gehen wolle. Ich erzählte ihm von Lissabon und meinem verpaßten Flug. »Eine Stadt sollte einfach nicht mehr als einen Flughafen haben«, meinte Jost. Wir suchten zusammen im Internet nach Angeboten für den nächsten Tag, aber alles war schon viel zu teuer. Schließlich rief ich meine Freundin Elisa in Lissabon an und sagte ihr, daß ich nicht mehr kommen würde. Während ich telefonierte, hörte ich Jost in der Küche mit Töpfen und Pfannen hantieren. Als ich den Hörer aufgelegt hatte, ging ich zu ihm: »Was machst du da?« fragte ich.

»Spaghetti«, antwortete Jost. Ich hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen.

»Gut«, sagte ich.

Jost schien es keine Mühe zu machen, sich in meiner Küche zurechtzufinden. Ich beobachtete ihn eine Weile, wie er Wasser aufsetzte und Zwiebeln für die Soße schnitt, dann holte ich eine Flasche Portwein aus dem Regal. Elisa hatte sie mir zu Weihnachten geschickt.

»Ich mach' schon mal den Wein auf«, sagte ich zu Jost.

»Aber Portwein trinkt man doch gar nicht zum Essen«, wandte er ein.

»Wenn Portugal etwas dagegen hat, dann soll es nur herkommen«, sagte ich und lachte über meinen eigenen bescheuerten Witz. Jost lachte mit.

Nach dem Essen saßen wir im Wohnzimmer auf dem Sofa, hörten Musik und unterhielten uns. Es war gar kein schlechter Abend für einen Tag, an dem man einen Flug nach Lissabon verpaßt hatte. Ich schaute mir Josts Gesicht von der Seite

an. Es hatte etwas Weiches, mehr noch, etwas Zartes.

»Hör mal«, sagte ich zu Jost, »wenn du Lust hast, kannst du ein, zwei Nächte bei mir auf der Couch schlafen. Ich meine, bis du mit deinen Vorstellungsgesprächen durch bist.« Jost bedankte sich und seine Augen waren von seinem breiten Lächeln ganz zugekniffen.

Später am Abend erzählte er mir von der Kleinstadt, aus der er kam, und daß dort fast alle »Herbenknief« mit Nachnamen hießen, er übrigens auch. Wenn jemand starb, gab es jedes Mal Verwirrung auf dem Friedhof, weil die Zugereisten ihre Blumen an den falschen Gräbern ablegten. Ich hörte Jost zu, ohne ihn zu unterbrechen. Er sprach mit einem leichten, angenehmen Lispeln. Irgendwann schlief ich auf dem Sofa ein und Jost legte sich in mein Bett.

Am nächsten Morgen zog Jost seinen Trenchcoat an und verließ die Wohnung. Für meinen Trip nach Lissabon hatte ich ein paar Tage Urlaub genommen und mußte nicht zur Arbeit. Ich verbrachte den Tag vor dem Fernseher.

Am Nachmittag klingelte Jost wieder an der Tür.

»War's gut?« fragte ich ihn. Er schüttelte den Kopf.

»Aber morgen habe ich ja das nächste Gespräch.« Jost hatte Melone mitgebracht. Bei Melonen kannte ich mich aus. Ich machte den Klopfest. Es klang hohl. Gut.

»Du mußt oben am Strunk reiben, und wenn es nach Gras riecht, dann ist sie noch nicht reif«, erklärte mir Jost. Er schien ebenfalls Melonenkenner zu sein. Ich rieb und hielt meine Nase an den Stumpf.

»Es riecht nach Melone«, sagte ich zu Jost.

»Dann ist alles bestens«, meinte er.

Auch an diesem Abend kochte uns Jost etwas zu essen. Wieder saßen wir später im Wohnzimmer, tranken Wein und Jost erzählte von Leuten, die alle Herbenknief hießen. Ich beschloß, daß ich heute nicht wieder auf der Couch einschlafen konnte. Gegen halb zwölf ging ich ins Bad, um mir die Zähne zu putzen. Jost kam mit und redete weiter. Ich sah ihn durch den Spiegel hinter mir stehen. Irgendwie war er doch seltsam. Er redete und redete. Sein Kopf wackelte beim Sprechen hin und her. Auch als ich in mein Zimmer ging, folgte er mir.

Während ich mir mein Nachthemd anzog, drehte er sich um und erzählte mir – mit dem Rücken zugewandt – wie er bei seiner Tante aufgewachsen war. Ich war müde und legte mich in mein Bett. Jost sah zu, wie ich unter die Bettdecke kroch, dachte aber nicht daran, aus meinem Zimmer zu verschwinden. Er erzählte von seinem Hund »Kiste«, seinem einzigen Schulfreund Jens und der Nachbarin, die morgens so laut gurgelte, daß man sie durch die Wand hören konnte. »Ich mache jetzt das Licht aus«, sagte ich und drückte auf den Schalter. Jost redete noch eine Weile weiter. Erst als ich ein leichtes Schnarchen andeutete, verließ er endlich mein Zimmer.

»Wie viele Vorstellungsgespräche hast du eigentlich noch?« fragte ich ihn am nächsten Morgen und spürte meinen Puls durch mein Ohr pochten.

»Nur noch ein paar«, antwortete er schnell, »gleich heute habe ich sogar zwei.«

Am Nachmittag klingelte Jost wieder an der Tür.

»Na, erfolgreich?« fragte ich. Er schüttelte den Kopf.

»Aber ich habe in der Videothek zwei Truffaut-Filme gefunden, die könnten wir uns heut' Abend anschauen.« Ich mochte französische Regisseure.

So blieb Jost blieb einen weiteren Tag, noch einen und auch dann noch, als mein Urlaub zu Ende war und ich wieder arbeiten mußte. Nachdem er gemerkt hatte, daß mich seine Herbenkniefer Geschichten nicht sonderlich interessierten, redeten wir meistens über Filme. Da kannten wir uns beide aus.

Eines Nachts entdeckte ich Jost, wie er vor meinem Computer saß. Ich fragte ihn, was er da mache, aber er sagte, es sei eine Überraschung. Am Morgen lagen zwei ausgedruckte Tickets nach Lissabon auf dem Tisch. Gleich heute abend würde ich Elisa in Portugal anrufen, um ihr die gute Nachricht mitzuteilen, überlegte ich mir. Auf dem Weg zur Arbeit traf ich eine Freundin in der U-Bahn.

»Von dir hört man ja gar nichts mehr in letzter Zeit«, sagte sie, »ich habe dir bestimmt dreimal auf den Anrufbeantworter gesprochen, aber du rufst nie zurück.«

»Seltsam«, sagte ich, »ich habe nie neue Nachrichten angezeigt gesehen.«

An diesem Tag ging ich früher nach Hause. Ich untersuchte mein Telefon, konnte aber nichts finden. Plötzlich hörte ich einen Schlüssel im Schloß. Es war Jost.

»Seit wann hast du einen Schlüssel?« fragte ich ihn.

»Ich hab ihn mir nachmachen lassen, ich dachte, das wäre praktischer«, sagte er mit wackelndem Kopf. Dann zog er etwas aus einer Supermarkt-Plastiktüte.

»Schau mal, ich hab uns Portwein mitgebracht. Als Einstimmung auf Lissabon.«

Ich war zu durcheinander, um etwas zu sagen. Ich setzte mich mit Jost ins Wohnzimmer und wir sahen uns einen Film an. Zwischendurch mußte ich zur Toilette. Ich ging durch den Flur und an der Nußbaum-Kommode vorbei. In der ersten Schublade lag mein Schlüssel, am gleichen Ort wie immer. Daneben lag der neue Schlüssel von Jost. Ich nahm ihn in die Hand und spürte, wie etwas von innen gegen meine Haut zu schlagen begann. Es pochte immer lauter und kräftiger. Langsam lief ich ins Bad, öffnete den Klodeckel und ließ den Schlüssel in die Schüssel fallen, dann warf ich Jost hinaus.

An diesem Abend fühlte ich mich frei. Ich stand am offenen Schlafzimmerfenster, schaute auf den dunklen Hinterhof und atmete kühle Nachtluft. Ja, dachte ich, und ob ich nach Lissabon fahren würde.

Am Flughafen trat ein, was ich befürchtet hatte. Jost stand am Schalter und wartete auf mich. Schließlich habe er gebucht, sagte er. Wir stellten uns in die Schlange. Lissabon ist groß, man kann sich aus dem Weg gehen, dachte ich und schob mir einen Kaugummistreifen in den Mund. Ohne ein Wort zu sprechen, checkten wir ein und gingen zu unserem Gate. Ich fühlte, wie die Anspannung in mir stieg, je näher wir dem Flugzeug kamen. In der Röhre zum Eingang des Fliegers bemerkte ich, daß mich Jost von der Seite betrachtete, und kam ins Schwanken. Ich stieß gegen eine junge Frau, die rechts an mir vorbei laufen wollte. Sie ließ ein paar Zeitungen fallen, die sie auf dem Arm getragen hatte.

Ich entschuldigte mich und wollte ihr helfen, alles zusam-

menzusuchen. Doch Jost kam mir zuvor. Er bot an, ihr die Sachen zu ihrem Platz zu tragen und sie gingen gemeinsam weiter in Richtung Flugzeug. Ich blieb stehen. Jost schaute sich noch einmal kurz nach mir um, lief dann aber weiter. Ich schluckte meinen Kaugummi herunter, drehte mich um und rannte zurück in die Flughafenhalle.

Fünzig Minuten später stand ich wieder vor meinem Haus. Es war seltsam still um mich herum. Bevor ich die Tür aufschloß, drehte ich mich noch einmal um. Neben unserem Eingang hatte jemand einen leeren Einkaufswagen abgestellt. Langsam strich ich über das silberne Metall des Wagengitters. Ich hatte meinen Rollkoffer vergessen. ☒

Wo der Rasen grünt

Begeht euch dorthin wo der Rasen grünt
Denn da ist Leben eitler Schein und frei
Samt schlauer Feen und Freilichtmalerei
Seid ihr geboren wo der Frühling süht

Von toten Bären Speichel speisen, roh
Und geil mit großer Sehnsucht präsentiert
Echt freie Vögel vögeln deplaziert
Exklusiv für uns, leer doch lebensfroh

Popstars mit armen Schweinen kauen Tropeneis
Des Förderns wegen, Jugend sein ist schwer
Denn war er tot, ist tot, und weiß nichts mehr

Wenn Säufer weinen ohne Gegenwehr
Geschnürt und gut verstaut im Bauernkreis
Dann träum' ich mir Verlorenheit, blattweiß

Johannes Millan



es sind immer die kleinen

Von Franziska Schramm

es sind immer die kleinen. die niedlichen. sie heißen lisa-marie oder marie-luise. sie sind perfekt. sie sind niedlich. und klein.

wir sind im wald, ihr lachen ist das einer gurrenden taube. sie schnurrt und surrt um dich herum, mir wird schwindelig, ihr kußmund macht mir angst, sie ist so taubig und gurrend. sie gaukelt um dich herum, lacht, spricht, es macht mir angst, sie ist so lieblich und laubig.

ich eifere suchend, unter der buche treffe ich deinen blick. du lächelst, es sieht nett aus, so viel neckische nettigkeit macht komplett harmlos und adrett, du bist nett, sie ist nett, alle sind nett. es geht mir auf den geist und zwischen die beine, ich will nicht nett sein, nicht zu ihr, lisa-marie oder marie-luise, wie auch immer, hauptsache ein bindestrich, so was albernes, warum ein bindestrich, war ein name nicht niedlich genug?

später dann hast du sie im arm, lisa-marie oder marie-luise. sie paßt so sehr in deinen zwischenraum, kleiner verlorener wolkenraum, sie ist wattig und weich. ohne ecken und kanten schmiegt sie sich, an mir stößt du dich. sie ist so lieblich und laubig, sie ist in deinem arm, da gehört sie nicht hin.

ich gehöre nicht dazu, zu den kleinen und niedlichen, ich lache zu laut und habe eine eigene meinung. ich bin manchmal dagegen, eigentlich immer. ich trage buttons und bin gegen atom. und gegen nazis. und gegen kleine niedliche mädchen mit doppelnamen und bindestrich, ich weigere mich, so zu sein. sie ist neckisch nett, süßer als zuckerguß und klein, so klein. sie ist so perfekt, sie ist in deinem arm, da gehört sie nicht hin.

ich eifere suchend, senke die augen vor deinem blick. wir sind gute freunde, das ja, wir reden, das schätzt du an mir, mit mir kann man reden, reden sogar über atom, ich bin dagegen. ich hab ne meinung, wenigstens etwas, wenn schon kein busen oder zuckerguß. mit mir kann man reden, meinung hab ich im überschuß. ich trage buttons an meiner

jacke, gegen nazis und gegen atom. leise reiße ich sie ab, weg, hinab in den müll. da bist du still.

du drehst dich um, siehst mich an, fragen laufen staunend über den bildschirm deiner augen. ich trete gegen den eimer. kräftig, hart, schnell. wir sind im wald und jetzt dreht auch sie sich um, lisa-marie oder marie-luise, sie lächelt so nett, komplett harmlos und adrett. was ich mir jetzt wünsche, ist dünn dunkler himmel, düstere wolken, vielleicht regen. regen, der ihr den zuckerguß nimmt, aber wahrscheinlich wär sie dann immer noch niedlich, mit nassem haar und zucker auf den schultern und einem bindestrich zwischen den beinen.

ich wünsche mir regen, ich bin immer dagegen, mein fuß tut weh. es sind immer die kleinen. die niedlichen. es sind immer die anderen.



Morgen voller Spätsommer

Begeht euch dorthin wo der Rasen grünt
Morgen voller Spätsommer

So gehe ich weiter
über das Feld
in dem jede Ähre dicht an dicht neben einer anderen steht
sie wollen sich wärmen

Der Wind weht schwach
aber kalt
so seltsam kalt
an diesem Morgen

Es ist ein Morgen voller Spätsommer

Und ich laufe über eine Wiese
begegne einem Mann
er ist nicht groß, auch nicht klein
aber sein Haar ist lang und müde
schaut er mich an

Ich zeige ihm ein Lächeln
er schüttelt den Kopf
und der Wind trägt ihn davon
wie Blütenstaub

Am Morgen voller Spätsommer

So klappe ich das Buch zu
über dem ich eingeschlafen bin
in dem jede Seite dicht an dicht neben einer anderen steht
sie wollen sich wärmen

Der Wind weht schwach
aber kalt
so seltsam kalt
an diesem Morgen

Es ist ein Morgen voller Spätsommer

Ulrike Rauchmaul



der zeuge

Von Elisabeth Luther

Ich sitze. schon seit zwei wochen habe ich meinen platz an der u-bahn-station nicht mehr verlassen. hunderte menschen gehen jeden tag an mir vorbei. meistens starren sie stur geradeaus und hasten von einem platz zum anderen, rasch wie der wind, der mir das haar zerzaust, wenn eine u-bahn ankommt. viele nehmen mich gar nicht wahr, merken nicht, wie ich sie beobachte. inzwischen kenne ich sie alle. wenn ich die augen schließe, kann ich sie sogar riechen. die erfolgreichen geschäftsmänner riechen nach geld, die tüchtigen sekretärinnen duften nach süßem parfüm, die frisch verliebten pärchen nach zuckerwatte und vielleicht ein bißchen nach schweiß. ein wenig nach alten weihnachtsplätzchen und kräutertee riechen die gemütlichen rentner, die armen schlucker von der straße dagegen nach alkohol und urin. am liebsten mag ich aber die kinder, die mich mit ihren großen unschuldigen augen ansehen. sie sind diejenigen, die mich wirklich so sehen, wie ich bin. manchmal setzen sie sich neben mich, reden mit mir oder bringen mir sogar etwas zu essen mit. ohne sie wäre ich wahrscheinlich schon vor hunger gestorben. manche haben auch angst vor mir und schmiegen sich eng an die schützende hand der mutter. leider bekomme ich hier unten auch ganz andere szenen zu sehen. vor ein paar tagen zum beispiel sah ich, wie ein paar kahlköpfige jugendliche einen älteren herrn mit dunkler hautfarbe zusammenschlugen. ich versuchte, sie daran zu hindern, doch ich konnte mich nicht von der stelle rühren. der strick, mit dem ich seit einiger zeit an die wartebank gefesselt bin, ließ es nicht zu. so mußte ich mit ansehen, wie die täter ihr opfer blutend am boden liegen ließen und lachend die treppe hinauftorkelten. ich riß und zerrte an meinen fesseln und versuchte, um hilfe zu rufen, doch niemand kam. ein anderes mal wurde einer alten dame die handtasche gestohlen. vor meinen augen rannte der junge mit der tasche davon.

keiner kam der armen frau zur hilfe. die anderen wartenden schauten nur betreten zur seite und sagten nichts. gestern erst beobachtete ich, wie ein mann vor seinen eigenen kindern seiner frau ins gesicht schlug. die anderen passanten taten, als hätten sie nichts gesehen.

wenn ich mir die menschen so ansehe, frage ich mich oft, warum sie tun, was sie tun – sie verletzen sich gegenseitig mit taten und worten – und alle sehen einfach darüber hinweg... ich frage mich, warum sie sind, wie sie sind – rücksichtslos und kalt.

aber ich bin nur ein hund, der von seinem herrchen hier vergessen wurde. ich kann den menschen nicht die augen füreinander öffnen. vielleicht werden sie irgendwann einen weg finden, es selbst zu tun. ☒

Sie haben einen 14-Stunden-Arbeitstag?

... und müssen sogar Ihre Lebensmittel manchmal an der Tanke kaufen?

Dann ist unser hEft-Abo genau das Richtige für Sie! Sie bekommen die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Zwei Möglichkeiten stehen Ihnen dabei zur Verfügung:

- **Normal-Abo:** 10 Euro
 - **Förder-Abo:** 20 Euro
- } für 4 Ausgaben

Das Abo ist nach Info und Überweisung auf unser Konto (siehe Impressum) aktiviert und wird nicht automatisch verlängert.



Damit Sie Ihren Feierabend das nächste Mal richtig genießen können!



Die gelbe Ausgabe (Juli 2005)



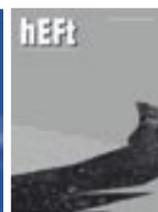
Die rote Ausgabe (April 2005)

Hier gibt's die Vergriffenen!

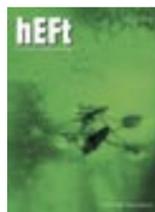
Unter www.kulturrausch.net könnt ihr alle hEft-Hefte herunterladen.



Die blaue Ausgabe (Oktober 2005)



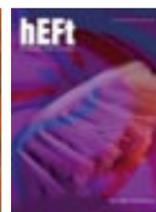
Die schwarz-weiße Ausgabe (Januar 06)



Jubiläumsausgabe: ≈2000 Jahre Wasserläufer (April 2006)



Jubiläumsausgabe: 16,5 Jahre Banane (Juli 2006)



Jubiläumsausgabe: 287 Jahre Zahnbürste (Oktober 2006)

Das hEft sucht



Verbündete!

Damit das hEft vierteljährlich erscheinen kann, brauchen wir Ihre/ Eure Unterstützung!

Es gibt zwei Fördermöglichkeiten:

- ANZEIGEN** Größe 8,6 x 5,5 cm (einfach) oder 17,7 x 5,5 cm (doppelt) – hoch oder quer
- SPENDEN** Sie spenden dem hEft/Kulturrausch e.V. Betrag X und bekommen dafür eine Spendenquittung und eine entsprechende Danksagung im Heft.

Die Vorteile liegen auf der Hand:

- Ein Platz im hEft ist Ihnen sicher! Und: das hEft wandert durch mehrere tausend Erfurter Hände und wird intensiv gelesen.
- Das hEft liegt exklusiv in Ihrem Laden/Ihrer Kneipe oder Firma aus!
- Sie haben eine gute Tat vollbracht und stärken die gebeutelte Erfurter Kultur!

Möchten Sie das hEft unterstützen? Dann melden Sie sich unter: heft@kulturrausch.net

Das nächste hEft erscheint am 30. März 2007 | hEft-reliest am 29. März in Erfurt | Redaktionsschluß/Anzeigenschluß: 5. März 2007 | Kontakt: heft@kulturrausch.net | hEft im Netz: www.kulturrausch.net

AUTOR/INNENVERZEICHNIS: ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt | ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt | DANIEL TANNER, Jg. 1972, Erfurt | DOMINIK BOLL, Jg. 1978, Freiburg, seit 2006 Studium in Erfurt | DIE GÜTE ÜTE ist Regierungspräsidentenberaterin von Takatukaland. Sie analysiert Probleme und findet vernünftige Lösungen. Sie schreibt aus Verbitterung. | ELISABETH LUTHER, Jahrgang 1988, derzeit Abitur in Jena | ERNST MOLKE, Jg. 1931, schreibender Arbeiter, Leuna | FRANK DIEHN, Jg. 1976, quErfurt, f0todEsiGn & gRafik, www.frankon.de | FRANZISKA SCHRAMM, Jahrgang 1985, Marktredwitz (Bayern), seit Oktober 2005 Studium der Kommunikationswissenschaft und der Literaturwissenschaft in Erfurt | FRANZISKA WILHELM, Jg. 1981, Erfurt, derzeit Studium in Leipzig, www.franziska-wilhelm.de | INGA HETTSTEDT, Jg. 1978, Erfurt | INGO WOLF, Jg. 1964, bildender Künstler, Erfurt | HORST BEKASINSKI, Erfurt, Schiffs- und Flugzeugbauer, Objektkünstler | JÖRG BERGLINGER, Jg. 1963, Gotha | JULIA REINARD, Jg. 1980, Erfurt | JOHANNES MILLAN, Jg. 1984, Braunschweig, derzeit Studium der Soziologie und Geschichte in Erfurt | KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, geb. in München, seit 1994 in Erfurt, Lehramtsstudentin, Versandhausangestellte, Dipl. Theoretikerin | LENA HAMMERSCHMIDT, Jahrgang 1982, Studium der Medien- und Kulturwissenschaften in Leipzig, seit 2005 Verlagsvolontärin in Berlin | MATTHIAS HOHMANN, Grafiker, Sömmerda, www.g-stalterei.de | PETER HEILBRONN, Widerstrebender – zum Schreiben Getriebener, ist bei Bebra | RALF RUDOLFY, Jg. 1966, Desillusionist | THOMAS RIECHERT, Jg. 1970, Berlin, Fotograf, Träumer, Zahnarzt, www.fotografie-riechert.de | SANDRA UHLITZSCH, Jg. 1978, Studium Kommunikationsdesign in Halle (Burg Giebichenstein), zur Zeit Luzern (Schweiz) | STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Fotografin und Illustratorin, Erfurt, www.winklerin.de | STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter | SVEN K., Held des Augenblicks, Erfurt | TILL BENDER, Autor, Bremen | ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.el-egoiste.de | ULRIKE RAUCHMAUL, Jahrgang 1988, derzeit Gymnasium in Gebese



This is the end of the hEFt as we know it and we feel fine!